Historische Sozialkunde

Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung

4/2008

Ich bin alsô worden grîs

Altersverständnis im Spätmittelalter

VGS

Verein für Geschichte und Sozialkunde
38. Jg./Nr. 4 Oktober–Dezember 2008

AU ISSN 004-1618
Historische Sozialkunde. Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung. Zeitschrift für Lehrerfortbildung. Inhaber, Herausgeber, Redaktion: Verein für Geschichte und Sozialkunde (VGS) in Kooperation mit dem Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Dr. Karl Lueger Ring 1, 1010 Wien.

Chefredaktion: Ilja Steffelbauer (Wien)

Fachdidaktik: Zentrale Arbeitsstelle für Geschichtsdidaktik und Politische Bildung, FB Geschichte/ Universität Salzburg, Rudolfskai 42, 5020 Salzburg (christoph.kuehberger@sbg.ac.at)

Preise Jahresabonnement € 16,– (Studenten € 12,–), Einzelheft € 5,–, Sondernummer € 7,– zuzügl. Porto.
Bankverbindungen: Bank-Austria Kto. Nr. 601 718 703, Bankleitzahl 20151 Wien;
Deutschland: Hypo Bank München Bankleitzahl 70020001; Kto. 6060714949

Herausgeber (Bestelladresse):
Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Dr. Karl Lueger- Ring 1, A-1010 Wien
Tel.: +43-1-4277/41330 (41301), Fax: +43-1-4277/9413
Aboverwaltung: +43-1-4277/41305 (Marianne Oppel)
E-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at
http://vgs/univie.ac.at

Trotz intensiver Bemühungen konnten nicht alle Inhaber von Text- und Bildrechten ausfindig gemacht werden. Für entsprechende Hinweise ist der Verein für Geschichte und Sozialkunde dankbar. Sollten Urheberrechte verletzt worden sein, werden wir diese nach Anmeldung berechtigter Ansprüche abgelten.

Titelbild:
Der Ausschnitt zeigt den alten Zacharias vor seinem Haus sitzend. Es handelt sich dabei um ein Detail aus der Heimsuchung Mariens von der Werktagsseite des „Hersbrucker Altars“. Dieser entstand zwischen 1480 und 1490. Er befindet sich noch immer in der jetzt Evang. Luth. Pfarrkirche zu Hersbruck (Franken).

Heftredaktion: Institut für Realienkunde, Krems (Dr. Elisabeth Vavra)
Layout/Satz: Marianne Oppel

AutorInnen:

Helmut Hundsbichler, Dr. phil., Historiker, Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Krems

Gerhard Jaritz, Dr. phil., Historiker, Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Krems

Isabella Nicka, Mag. phil., Kunsthistorikerin, Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Krems

Elisabeth Vavra, Dr. phil., Institutsdirektorin, Kunsthistorikerin, Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Krems

Reinhard Krammer, Prof. Dr., Geschichtsdidaktiker und Zeithistoriker am Fachbereich Geschichte der Universität Salzburg

Christoph Kühberger, Prof. Dr., Kulturhistoriker und Geschichtsdidaktiker am Institut für Geschichte der Universität Hildesheim

Die wissenschaftliche Redaktion der „Historischen Sozialkunde“ wird auch im Jahr 2008 durch eine Förderung der Magistratsabteilung 7, Gruppe Wissenschaft, unterstützt.

StaDt Wien WIENKULTUR

Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1010 Wien, Plus.Zeitung 06Z036815P

Inhaltsverzeichnis

Elisabeth Vavra
2 Vom Zicklein zum Esel, vom Pfau zur Gans
Lebensalter – Lebenserwartung – Wertigkeit des Alters

Elisabeth Vavra
8 Vorsorge für das Alter – Versorgung im Alter
Versorgung im Spital – Von armen und reichen Pfründnern

Gerhard Jaritz
16 Weise Alte – Törichte Alte
Gender-bestimmte Stereotypen in Spätmittelalter und früher Neuzeit

Helmut Hundsbichler
22 Ich byn fast alt / doch gantz unwys
Altern und ewiges Leben

Isabella Nicka
28 Warumb malet man in also alt?
Darstellungen alter Menschen auf Bildwerken vor 1500 und ihre Funktion
Der alternde Körper – Realien des Alters – Funktionen der Altersdarstellung – Alter als Möglichkeit zur Identifikation – Differenzierung durch Alter

37 Sammelbibliographie

Fachdidaktik

38 *Reinhard Krammer / Christoph Kühberger*
Mit Bildern im Geschichtsunterricht arbeiten
Grundlagen aus geschichtsdidaktischer Perspektive

Elisabeth Vavra

Vom Zicklein zum Esel, vom Pfau zur Gans

Jede Epoche hat ihre bestimmten Vorstellungen von den Lebensabschnitten, wann diese beginnen, wann sie enden, welche Symptome sie kennzeichnen und welche menschlichen Verhaltensmuster ihnen zukommen. Heute erleben wir gerade eine Phase großer Umwälzungen. „Matronen" von gestern sind heute „best agers". Eine Altersgruppe, die noch vor 100 Jahren aufgrund ihres Geburtsjahrganges mit ihrem Leben abgeschlossen hätte, gilt heute als interessantes Zielpublikum der Werbung und erobert in zunehmendem Maße die Plakatwände, nicht nur als Werbeträger für Pflegevorsorge und Gebissreiniger, sondern auch für Kosmetikprodukte und moderne Aphrodisiaka. Das Pensionsantrittsalter, das man grosso modo als Beginn des Alters ansehen könnte, eröffnet heute für die Betroffenen einen neuen selbstbestimmten Lebensabschnitt, der keinesfalls mit „Alter" gleichzusetzen ist. Sicher gibt es so manchen, der sich mit 60 oder 65 bereits „alt" fühlt, denn „Altern" unterliegt ja auch einer subjektiven Einschätzung.

Lebensalter

In Vergangenheit wie Gegenwart sprach und spricht man vom Gegensatzpaar Jugend und Alter; man teilte die Zeitspanne von Geburt bis Tod in Jugend, Erwachsensein und Alter. Man machte die Entwicklung des Menschen an vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun und zehn Altersstufen fest, die unterschiedlich lange Zeiträume umfassten. Die Festlegung dieser Altersgrenzen war auch vom jeweils gebräuchlichen Umgang mit Zahlen und der damit verbundenen Zahlensymbolik abhängig. Für Varro (116–27 v. Chr.) begann das Alter und damit der Abstieg zum Greis – *senectus* – mit 45 Jahren. Er teilte das Leben in fünf Stufen zu je 15 Jahren ein und bediente sich dabei der magischen Bedeutung der Zahl Fünf. Pythagoras (ca. 570–510 v. Chr.) setzte dagegen die Lebensalter in Bezug zu den vier Jahreszeiten und maß ihnen je 20 Jahre zu. Solon (640–560 v. Chr.) teilte in seiner „Elegie vom menschlichen Leben" den Lebenslauf in zehn Siebenjahresschritte, die Hebdomaden. Er setzte das Höchstalter des Menschen mit 70 Jahren fest. Im 9. Lebensabschnitt, der mit 56 Jahren begann, stellte er die ersten Anzeichen des Alters in

Die Abbildungen 1–4 zeigen Holzschnitte aus einer Folge von je fünf Blättern zu den Lebensaltern der Frau und des Mannes. Zwei Lebensdekaden werden jeweils auf einem Blatt dargestellt. Die Entwürfe für diese Graphiken werden jetzt wieder Tobias Stimmer (1539–1584) zugeschrieben. Im Besitz der Stiftung Moritzburg, Kunstmuseum des Landes Sachsen-Anhalt in Halle befinden sich zehn Blätter dieser Holzschnittfolge, die noch mit den kompletten Versen und einem Nachweis für die Druckerei versehen sind. Die Holzschnitte wurden demnach in der Werkstatt Bernhard Jobins in Straßburg gedruckt. Die erklärenden Verse, die auf den hier gezeigten Abbildungen nicht zu sehen sind, werden Johann Fischart (1546/7–1590) zugeschrieben.

Abb. 1: lxx Jar ain Greis, lxxx Jar nimmer weis.

Abb. 2: xc. Jar der kinder spot, C. Jar genad dir Got.

Abb. 3: lxx Jar alt Vngestalt, lxxx Jar, wüst vnd erkalt.

Abb. 4: xc Jar ein Marterbildt, C Jar das Grab außfült.

Nachdem Gott den Menschen erschaffen, da hat er den siebenden Tag geruhet, dahero der Mensch in lauter siebene bestehet. In der siebenden Wochen nach der Empfängnuss bekommt der Mensch in Mutter-Leib seine erste Gestalt; in dem siebenden Monat seine ganze Vollkommenheit; im siebenden Monat nach der Geburt gehen ihm die Zähne auf; im siebenden Jahr zeigt sich der Verstand; im zweimal sieben, das ist im vierzehenden Jahr stüpflet die erste Woll heraus um die Lefzen; im dreimal sieben d. i. im einundzwanzigsten Jahr wächst der Bart; in viermal sieben d. i. im achtundzwanzigsten Jahr hat der Mensch seine vollkommene Stärke; im fünfmal sieben d. i. im fünfundreissigsten Jahr ist der Mensch in der Natur zum vollkommensten; im sechsmal sieben d. i. im zweiundvierzigsten Jahr, da hat der Mensch den allerbesten Verstand; im siebenmal sieben d. i. im neunundvierzigsten Jahr, da ist der Mensch in seinem besten Alter; im achtmal sieben d. i. im sechsundfünzigsten Jahr, da ist der Mensch zu allen guten Rathschlägen am allertauglichsten; im neunmal sieben d. i. im dreiundsechzigsten Jahr, da nehmen die Kräfte ab; im zehenmal sieben d. i. im siebenzigsten Jahr ist meistens das End des Lebens.

Abraham a Sancta Clara, Huy und Pfuy der Welt, 1701.

einem Nachlassen der Sinneskräfte fest. Ihm folgten Hippokrates und Aristoteles sowie Ptolemaios, der wiederum eine Verbindung zwischen den Lebensaltern und den sieben Planeten suchte.

Auf Isidor von Sevilla (um 560–636) geht schließlich die über 1000 Jahre in der abendländischen Welt gebräuchliche Altersgrenze mit dem Eintritt in das 50. Lebensjahr zurück. Auch seine Schlüsselzahl war die Sieben. Nach jeweils sieben Jahren war im Leben des Menschen ein Abschnitt beendet. Noch Abraham a Sancta Clara bediente sich dieser Siebener-Perioden und bezog sie auf die Schöpfungsgeschichte.

Für das Mittelalter war das 49. Lebensjahr – gleichzeitig ein für den Menschen gefährliches Stufenjahr, ist doch 49 die Potenz von Sieben – das Schwellenjahr, in

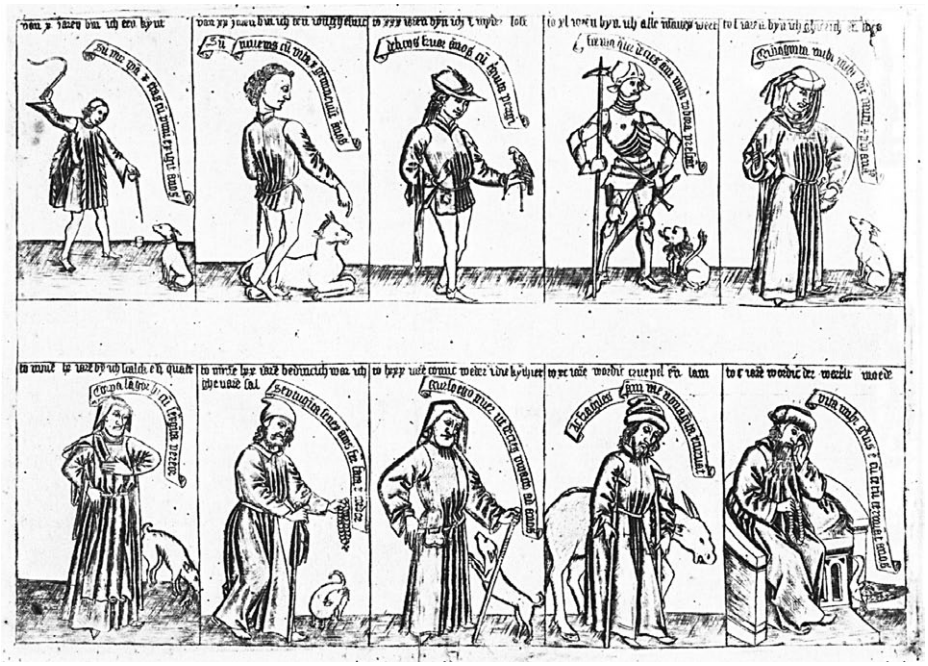


Abb. 5: Der in den Niederlanden entstandene Kupferstich zeigt die zehn Lebensstufen in linearer Folge in Kombination mit Sprüchen und den dem jeweiligen Alter zugeordneten Tieren. Die zehn Lebensalter des Mannes, nach 1464. Meister mit den Bandrollen (Joerissen 1983, 16).

dem man die Grenze zum Alter überschritt, unabhängig von der jeweiligen tatsächlichen Lebenserwartung, die meist deutlich darunter lag. Mit dem Eintritt in das 50. Lebensjahr setzten – zumindest in der Theorie – die Anzeichen des Alterns ein. Aufgebrochen wurde diese Grenze erst im 19. Jahrhundert im Zuge einer Biologisierung der Altersgrenze, die Hand in Hand mit einer geschlechtlichen Differenzierung ging. In der 2. und 3. Auflage der „Conversations-Lexica" für gebildete Stände von Brockhaus (1814 und 1816) stellt der Autor des Artikels „Alter" fest: *Das Alter (im engern Sinn): von 60 Jahren an. Der Mann wird zum Greis, das Weib zur Matrone.* Zu Beginn des 20. Jahrhunderts fixierten die staatlich festgelegten Pensionsgrenzen endgültig die Schwelle zum Übertritt ins Alter mit 60 bzw. 65 Jahren.

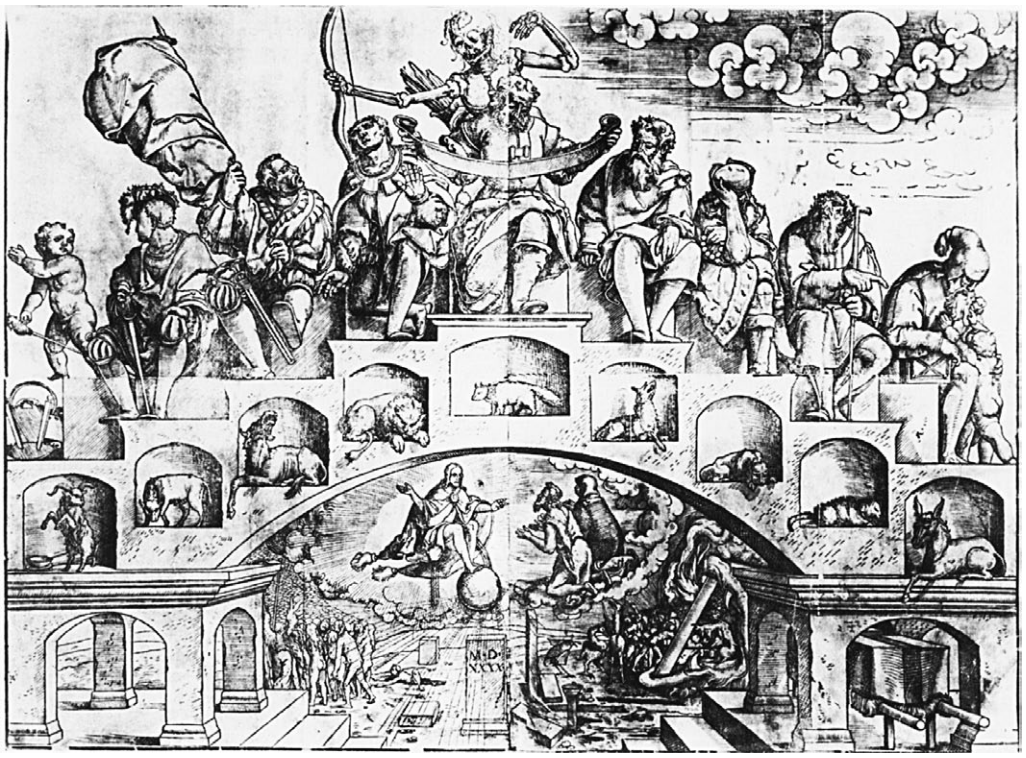


Abb. 6: Der Holzschnitt Jörg Breus verwendet zum ersten Mal das Motiv der Treppe als bildgestalterisches Element zur Darstellung der Lebensalter. Den Wendepunkt bildet das 50. Lebensjahr. Die Lebensalter des Mannes, 1540. Jörg Breu der Jüngere (Zander-Seidel 2000, 277).

Das Denken in Altersdekaden dürfte, folgt man den Quellen, erst eine Errungenschaft des 15. Jahrhunderts sein. Am Anfang dieser Tradition standen Lehrsprüche, die ein Fortschreiten des Lebens an 10 Stufen in Dezennien festmachten. Verbreitet wurde dieses Gedankengut auch durch das neue Medium des Holzschnittes; so findet sich auf einem Holzschnittbogen von 1482 der Spruch: *Zehen jar ein kint, / Zwanzig jar ein jungling, / Dreissig jar ein man, / Virzig jar wolgetan, / Funfzig jar stillstan, / Sechzig jar abgan, / Siebenzig jar die sele bewar, / Achtzigk jar der welt tor, / Neunzig jar der kinder spot, / Hundert jar: nu gnad dir got!* Eine weitere Überlieferungstradition, die ebenfalls in der Spruchdichtung ihren Ausgang nimmt und zunächst durch die neuen Medien wie Holzschnitt und Kupferstich verbreitet wird, bringt die jeweiligen Lebensalter mit Tieren und deren Eigenschaften in Verbindung. Entweder als einfache Gegenüberstellung wie z. B. im Augsburger Liederbuch der Clara Hätzlerin von 1471.

X jar ain kitz,
XX jar ain kalb,
XXX jar ain stier,
XL jar ain leo,
L jar ain fuchs,
LX jar ain wolf,
LXX jar ain katz,
LXXX jar ain hund
LXXXX jar ain esel
C jar ain gans

oder mit klärenden Angaben zu den Eigenschaften:

X jâr ain kiz, daz da nit hat wiz.
XX jâr ain kalp, waen klainer wize halp.
XXX jâr ain stier genennt, êrst in weige er sich erkennt.
XL jâr ains leon mout, sein sterke nû daz beste tuot.
L jâr ain fuhs genennt, vil schalkhait man in im erkent.
LX jâr ain wolf er haizt, in geitzikait ist er erbaizt.
LXX jâr der katzen art, mit sleichen ist sein hinefart.
LXXX jâr ain hund, zornic ist er zaller stund.
LXXXX jâr ain esel guot, ieder man sein spotten tuot.
C jâr ain gans er ist, und waiz doch nit, waz im enbrist.

Lassen sich männliche Lebensalterdarstellungen in Verbindung mit Tieren bereits im 15. Jahrhundert feststellen, so treten ihre weiblichen Pendants erstmals auf den Tuffsteinreliefs in der St. Annen Kirche zu Annaberg in Sachsen in die Öffentlichkeit. Den weiblichen Altersstufen werden ausschließlich Vogelarten als Begleiter beigegeben: So entspricht dem 10-jährigen Mädchen das Küken, die Taube als Symbol der Liebe gehört der 20-Jährigen; die 30-Jährige trägt in ihrem Wappenschild die geschwätzige Elster, bekannt auch für ihre Vorliebe für alles Glänzende und Gleißende. Die 40-Jährige hat den Gipfel ihres Lebens erreicht, ihr an die Seite gesellt sich der Rad schlagende Pfau. Die 50-Jährige bemuttert ihre Kinder, ihr wird das Huhn zugeord-

net. Die Gans der 60-Jährigen ist die Hüterin des Hauses. Der Geier steht für Raffsucht, ausbrechenden Neid und Gier, Charaktereigenschaften, die der 70-Jährigen angedichtet werden. Die Eule der 80-Jährigen ist der Schicksals- und Totenvogel. Für die 90-Jährige bleibt nur mehr die Fledermaus als Attribut der Nacht, und der Tod ist schließlich der Begleiter der 100-Jährigen.

Der Sinngehalt dieser Gleichsetzung der Lebensalter mit Tieren und deren Eigenschaften ist nicht gelehrte Gedankenspielerei, sondern fest in der Alltagswelt der damaligen Menschen verankert. Darstellungen dieser Art zieren Hauswände, z. B. die Sgraffito-Häuser in Weitra und Retz, oder dienen als mahnende Dekoration in Innenräumen (Luzern, Ausstattung eines Raumes im Turm zur Gilgen), sie schmücken Kachelöfen oder werden in Holzschnittfolgen verbreitet. Aus den zunächst meist linear gereihten Lebensalterdarstellungen entwickelt sich in der frühen Neuzeit die „Lebenstreppe", die die bereits bekannten Motive zur Charakterisierung der Eigenschaften der jeweiligen Alterstufe mit dem Gedanken des Auf- und Niedergangs verbindet. Eine der ältesten Darstellungen ist die Jörg Breus des Jüngeren, ein Holzschnitt, 1540 in Augsburg entstanden. Chromolithographien mit Darstellungen der Stufenalter des Mannes und der Frau zieren dann bis ins 20. Jahrhundert Stuben bzw. Wohnzimmer.

Lebenserwartung

Lebensaltermodelle werden unabhängig von Lebenserwartung entwickelt. Aber welche Lebenserwartung hatten Mann und Frau im Mittelalter tatsächlich? Fehlendes Quellenmaterial und mangelndes Interesse der Zeitgenossen – kaum einer kannte sein Geburtsdatum – macht es schwer, zu tragfähigen Zahlen zu kommen. Bei Fragen nach dem Alter rundete man auf Dekaden auf oder ab; jüngere tendierten nach Petrarca dazu sich jünger zu machen, ältere, wenn sie das „Alter" erreicht hatten, gaben zumeist ein höheres an. Der Londoner Thomas Parr ist hier kein Einzelfall (Thane 2005, 16 f.): Er behauptete 1483 geboren zu sein und usurpierte bewusst oder unbewusst das Geburtsdatum seines Vaters. Er rühmte sich, noch im Alter von 105 Jahren wegen Ehebruchs verurteilt worden zu sein. 1635 wurde er an den Hof Charles I. gebracht, wo er im selben Jahr starb. Solche offensichtlich falschen hohen Altersangaben finden sich immer wieder. Die unterschiedlich hohe Lebenserwartung, die von vielen Faktoren abhängig war, spiegeln die wenigen überlieferten Familienaufzeichnungen. Sie verzeichnen den frühen Kindstod wenige Tage nach der Geburt, die Gefahren der Krankheiten in der Kindheit, die Todesfälle während der Seuchenzüge usw. So erreichten von den sieben Kindern des in Nürnberg ansässigen Ehepaares Tetzel nur drei Kinder das Erwachsenenalter. Die acht Kinder des Stralsunder Bürgermeisters Bartholomäus Sastrow (1520–1603) hingegen erlebten zwar ihr jugendliches Alter, aber nur drei überlebten dieses und starben mit 60, 77 bzw. 82 Jahren. Oft starben die Kinder vor den Eltern.

Bei einer Errechnung der durchschnittlichen Lebenserwartung ist die durch Jahrhunderte hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit zu berücksichtigen. So ergab die Untersuchung des Sterberegisters einer Florentiner Pfarre aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, dass von 1000 Verstorbenen 367 zwischen null und einem Jahr starben, 285 zwischen einem und fünf Jahren, 58 zwischen fünf und zehn sowie 36 zwischen zehn und zwanzig. Frauen lebten in ihrer Fertilitätsphase unter der ständigen Bedrohung der rasch aufeinander folgenden Schwangerschaften, was zu einer Übersterblichkeit führte. Deutliche Einbrüche bei der männlichen Lebenserwartung brachten kriegerische Auseinandersetzungen mit sich. So senkte der 30-jährige Krieg die durchschnittliche Lebenserwartung bei Männern um neun Jahre. Seuchenzüge und Hungersnöte minderten ebenfalls gravierend die durchschnittliche Lebenserwartung. Angestellte Vergleiche zwischen Stadt und Land für das 16.–18. Jahrhundert zeigen, dass die ländliche Bevölkerung bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts eine deutlich höhere Lebenserwartung hatte als die städtische; das 18. Jahrhundert ist durch eine Annäherung der Werte gekennzeichnet.

Die Wertigkeit des Alters

Entscheidend für die Lebensqualität im Alter sind nicht nur Faktoren wie finanzielle Sicherheit, Gesundheitszustand und soziale Netze, sondern auch die Wertigkeit, die das Alter in der Gesellschaft einnimmt. Altern

Tabelle 1: Geschätzte verbleibende Lebenserwartung über das schon erreichte Alter hinaus bei männlichen Grundbesitzern im mittelalterlichen England (nach Russell 1971).

	Alter						
Geboren	0	10	20	30	40	60	80
1200–1276	35,3	36,3	28,7	22,8	17,8	9,4	5,4
1276–1300	31,3	32,2	25,2	21,8	16,6	8,3	3,8
1301–1325	29,8	31,0	23,8	20,0	15,7	9,3	4,5
1326–1348	27,2	28,1	22,1	21,1	17,7	10,8	6,0
1348–1375	17,3	25,5	23,9	22,0	18,1	10,9	4,7
1376–1400	20,5	24,5	21,4	22,3	19,2	10,0	3,1
1401–1425	23,8	29,7	29,4	25,0	19,3	10,5	4,8
1425–1450	32,8	34,5	27,7	24,1	20,4	13,7	7,9

ist ein individueller Prozess, der von unterschiedlichen Faktoren beeinflusst und gesteuert wird. Wurden dem Körper von Kindheit an harte körperliche Leistungen abverlangt, folgte Geburt auf Geburt, so konnte das Gefühl, alt zu werden, seine Kräfte zu verlieren, wohl schon früh einsetzen. Andere hingegen erfreuten sich bis ins hohe Alter einer guten Gesundheit. So heiratete der Stralsunder Bürgermeister Bartholomäus Sastrow nur sieben Wochen nach dem Tod seiner ersten Ehefrau, mit der er 47 Jahre verheiratet gewesen war, im Alter von 78 Jahren noch einmal, sein Dienstmädchen, denn er befinde *sich von Gott mit solcher Stärke des Leibes begabt, dass er füglich noch wohl könne im Ehestande leben*, wie er in seiner Autobiographie vermerkt. Daneben gab es bereits in der Vergangenheit eine – durchaus unterschiedlich – festgelegte „offizielle" Altersschwelle: Heute regelt z. B. die staatlich bestimmte Altersgrenze die Rechte und Pflichten der Einzelnen der Gemeinschaft gegenüber. So ist z. B. laut GSchG, BGBl. Nr. 256/1990 in Österreich das Höchstalter eines Schöffen mit 65 Jahren festgelegt. Im antiken Rom zählte ein Mann bis zum 46. Lebensjahr zu den kriegsdiensttauglichen Männern. Im 13. Jahrhundert wurden Ritter in England mit 60 Lebensjahren aus dem Dienst entlassen; in Kastilien und Léon leisteten Männer bis zum 70. Lebensjahr ihre Pflichten als Wachtposten oder Soldaten. Karrieren im politisch-öffentlichen Leben konnten durchaus länger währen. Im Vierten Kreuzzug 1204 führte der Doge Enrico Dandolo noch im Alter von 97 Jahren die Venezianer an. So manches kirchliche Amt konnte man überhaupt erst im fortgeschrittenen Alter erreichen. Anselm von Canterbury (ca. 1033–1109) wurde mit 60 Erzbischof und blieb in diesem Amt bis zu seinem Tod. Hildegard von Bingen (1098–1179) gründete mit 67 Jahren das Kloster Eibingen und leitete dieses als Äbtissin bis zu ihrem Tod. Eine Untersuchung der Lebenserwartung der Zürcher Ratsherren vom 15. bis ins 19. Jahrhundert ergab, dass sie zumeist „in ihren Sesseln" starben. Im Durchschnitt erreichten sie ein Alter von 66 Jahren, viele erlebten das 70. Lebensjahr, einige waren noch mit über 85 im Amt, sechs Ratsherren waren älter als 90 (Illi 2003). In den Verwaltungen der Städte und der Zünfte genossen die Älteren oft hohes Ansehen, wurden häufig aufgrund ihres Erfahrungsschatzes zur Urteilsfindung und Konfliktlösung herangezogen. Auch Kaufleute gingen noch im Alter, wenn es der Gesundheitszustand erlaubte, ihrer Tätigkeit nach. Das Durchschnittsalter der 97 aktiven führenden Londoner Kaufleute betrug zwischen 1448 und 1520 rund 50 Jahre; die Hälfte von ihnen wurde über 50; 19 starben zwischen 50 und 60, 17 zwischen 60 und 68, zwei zwischen 69 und 70, neun wurden älter als 70. Andere wieder mussten unabhängig von ihrem Gesundheitszustand und ihrer Leistungsfähigkeit arbeiten, um zu überleben. Autorität besaßen ältere Menschen in Zeiten, in denen nicht annähernd alle Rechtsvorgänge verschriftlicht waren, als Auskunftspersonen in anhängigen Streitfällen. Ihre Aussagen entschieden Grenzstreitigkeiten; auf ihr Erinnerungsvermögen verließ man sich bei der Kodifizierung mündlich tradierter Rechtsansprüche. So traten sie z. B. auch als wichtige Zeugen bei Kanonisationsprozessen auf. Alte Frauen nahmen eine wichtige Rolle als Heilkundige ein, besonders was die Geburtshilfe betraf; allerdings drängte gerade dieses Wissen sie sehr oft ins Abseits und brachte die alte Frau in Verbindung mit Magie und Hexenkünsten.

Alter und dessen Wert- bzw. Einschätzung polarisieren. Seine Beurteilung schwankt zwischen Auf- und Abwertung. In der griechisch-römischen Antike waren Cicero und Horaz die Antipoden. Während Cicero dem Alter durchaus positive Eigenschaften zuschrieb und es als lebenswert erachtete, sah Horaz nur die Schattenseiten: *multa senem circumveniunt incommoda, vel quod / quaerit et inventis miser abstinet ac timet uti / vel quod res omnis timide gelideque ministrat, / dilator, spe longus, iners <p>avidusque futuri, / difficilis, querulus, laudator temporis acti / se puero, castigator censorque minorum*. Nach Horaz sind die vorherrschenden Charaktereigenschaften des Alters also Geiz, Unentschlossenheit, Pessimismus, Zank und Rückwärtsgewandtheit. Für Isidor von Sevilla (um 560–636) bringt das Alter viel Gutes und Schlechtes mit sich: „Gut ist das Alter, weil es uns von so manchen kraftlosen Herren befreit, uns nur mäßig noch mit Begierden belästigt, die Wucht der Leidenschaft bricht, die Weisheit vermehrt und reifere Beratung vermittelt. Schlecht ist es, weil Alter an sich schon ein Elend ist, voll von Schwachheiten und Haß, Krankheiten überfallen uns und letztlich das so traurige Greisenalter." Albertus Magnus (ca. 1200–1280) unterstreicht im „Liber de iuventute et senectute" zwar die Bedeutung der beim alten Menschen zu findenden Tugenden *constantia* und *sapientia*, gibt aber auch zu bedenken, dass das Schwinden der Kräfte auch ein Schwinden der *virtus* zur Folge hat und körperlicher Verfall geistigen nach sich ziehe, der sich u. a. im Wiederauftreten kindlicher Verhaltensmuster zeige. Bis ins 15. Jahrhundert findet sich in der Nachfolge Ciceros, getragen durch Christentum und Humanismus, bei allen Abstrichen eine durchaus positive Einschätzung des Alters (Welti 1987, 14). Allerdings darf man sich kein Schwarz-Weiß-Bild vorstellen, sondern muss mit zahlreichen Schattierungen rechnen, um der Relativität der Positionen gerecht zu werden. Ein schönes Beispiel sind dafür die entsprechenden Passagen in Leon Battista Albertis „Della Famiglia" (Vom Hauswesen), zwischen 1437 und 1441 entstanden. In den fiktiven Dialogen lässt Alberti im 3. Buch Gianozzo, den Bruder des sterbenden Lorenzo, auftreten. Dieser übernimmt

die Rolle des alten, aber weisen Mannes, der der Jugend Ratschläge erteilt; Ratschläge, was die Führung eines Hauswesens betrifft, aber auch Ratschläge, die das Altern betreffen. Er führt sich mit einer Klage über die Beschwerlichkeiten des Alters ein: „Uns Alternden aber bringen die Tage des Lebensherbstes nur Bürde und hüllen uns in viel Schatten und Kummer." Sein Gesprächspartner Lionardo beschreibt ihn hingegen kurz danach als frischen, aufrechten und in jeder Hinsicht stattlichen alten Herren: „die Stimme, der Blick, alle Sehnen klar, unbehindert und frei." In dem anschließenden Dialog entwickelt sich in Rede und Gegenrede eine Auffassung vom Alter als Lebensabschnitt, über dessen Qualitäten der Einzelne selbst durch die in der Jugend geübte Lebensweise mitentscheiden kann. Dabei habe er auf die drei wichtigsten Güter im Leben – Seele, Leib und Zeit – zu achten. Gianozzo verweist auf die Bedeutung von Selbstbeherrschung, Mäßigkeit in der Lebensführung und von ausreichender Bewegung zur Gesunderhaltung des Körpers. Sein Grundsatz ist: „Iß nicht, wenn du nicht Hunger fühlst, trink nicht, wenn du nicht Durst hast! […] Bemüht euch, kennenzulernen, was euch schädlich zu sein pflegt, und davor nehmt euch gar sehr in acht; und was euch gut tut, und das wählt." Ein erfülltes Alter erlebt, wer Seele, Leib und Zeit nur zu guten Zwecken gebraucht.

Der Bußprediger Bernardino von Siena (1380–1444) betont hingegen etwa zur selben Zeit besonders die negative Seite des Alters: Die Alten seien für sich und ihre Umgebung eine Last; das Alter sei mühsam, ekelerregend, schmerzhaft und misstrauisch. Er markiert damit einen Umbruch, dessen Ursachen nur schwer festzumachen sind (Welti 1987, 24). Zeitgenossen und Nachfolger malten ab nun ein eher düsteres Bild vom Alter. Klagelieder auf das Alter werden angestimmt, wie etwa in der 1472 in Augsburg erschienenen „Lehre und Unterweisung, wie ein junger Mensch sich in Ehrbarkeit und guten Sitten erhalten soll": *Denn der alte Mensch ist voller Klage und leer aller Freuden. Denn das Haupt schwindelt, das Hirn sinkt, das Gedächtnis entgeht, das Herz siecht, die Brust krachet, die Länge beugt sich, die Größe schwindet, die Stärke krankt, das Antlitz dunkelt, der Atem schmeckt, die Augen rinnen, die Nase träuft, die Zähn erfaulen, die Ohren schwellen, die Zunge stammelt, die Händ erzittern, die Füße sifflen, und der Alte erzürnet bald* […]. Ganz in diesem Sinne bejammert Albrecht von Eyb (1420–1475) in seinem „Ehebüchlein" die Beschwernisse des Alters und baut diese Klage in eine generell pessimistische Sicht des menschlichen Lebens ein: *Nun zu unnsern zeiten sein wenig menschen, die do kumen zu viertzig und fast wenig zu Sechtzig iaren. vnd wellch das alter erlangt des hertze vnd gayst wirt gepeynigt. das haupt wirt er rutelen. der atem wirt im schmeckende. das antlitz wirt sich runtzeln. die augen werden trübe. die nasen trieffende. die oren tawbe. die zen schwartz vnd fawle. das hare vellet hin. die glider zittern. vnd wirt balde zu zoren bewegt vnd schwerlich davon genumen. glawbt was man sagt ist geitzig und karck. trawig vnd klagt. Ist behennde zureden vnd trege zuhoren. er lobet allte ding vnd verschmehet die neuen. er schiltet das gegenwürtig vnd preyset das vergangen. er erseufftzet schlaffet vnd ist stetigs betrubt bekumert vnd kranck.*

Das negative Bild des Alters findet auch Einzug in die dramatische Dichtung. Auf der Basis der Lehrsprüche entwickeln kleine Dramen in Rede und Gegenrede die positiven und negativen Eigenschaften der jeweiligen Altersgruppe. So lässt z. B. in den „Zehen alter dyser welt", 1515 zur Fasnacht in Basel aufgeführt, der Basler Dichter Pamphilus Gengenbach einen Einsiedler Ermahnungen an die einzelnen Lebensalter richten; diese enthüllen im so entstehenden Dialog ihre Laster und Schwächen. In den Klagen des 60-Jährigen machen sich bereits die ersten Erscheinungen des Alters bemerkbar. Frauen und Wein hat er – wohl aus gesundheitlichen Gründen – abgeschworen; sein einziges Trachten geht nur mehr nach Gut und Ehre. Der 70-Jährige ist sich des drohenden Endes bewusst; dennoch zeigt er sich weiterhin dem Neid und Hass verfallen und will von den weltlichen Gütern trotz Ermahnung des Einsiedlers nicht lassen. Hart zeigt er sich gegen Witwen und Waisen; niemand darf ihm Widerrede geben. Nur durch schmeichlerische Rede ist ihm beizukommen. Den 80-Jährigen drückt nun schwer die Sündenlast. Bedauernd gedenkt er aber auch an all die *schwenck*, die er in der Jugend getrieben hatte und zu denen es ihm nun an Kräften mangelt. Nur der Teufel kann seiner Meinung nach der Schöpfer des Alters sein. Und wenn er auch schwach an Kräften ist, am Stock geht und unter triefender Nase leidet, so muss er doch immer noch die jungen Mädchen „grüßen". *XC jor der kinder spott* – Der 90-Jährige, der einst seine alten Eltern nicht geehrt und entsprechend dem 4. Gebot behandelt hatte, wird nun zum Gegenstand der Verachtung für seine Kinder und sein Gesinde. Der 100-Jährige, ohne Freuden auf Erden dahin vegetierend, ersehnt nur mehr den Tod; er wünscht sich, seinen Körper endlich in kühles Erdreich zu legen. Die Welt, in der er einst Ruhm, Ehre und Reichtum erworben hatte, hat ihn schnöde im Stich gelassen. Auch für Luther ist Alter eine Krankheit; Erasmus von Rotterdam spinnt denselben Gedanken weiter. Nur wenn man im Alter noch über positive Qualitäten wie Erfahrung, Wissen oder Autorität verfüge und diese kultiviere, sei Alter lebenswert. Überwiegen die negativen Auswirkungen wie schlechtes Gedächtnis, Unbelehrbarkeit, Sturheit, Geschwätzigkeit oder Egoismus, dann sei ein Leben im Alter nicht erstrebenswert. Diese Autoren spiegeln eine zunehmend negative Sicht des Alters, die Borscheid treffend als „im Tal der Verachtung" überschreibt.

Elisabeth Vavra

Vorsorge für das Alter – Versorgung im Alter

Der ist ein Narr, ganz offenbar,
Wer Kindern gibt, was ihm not war,
Zum eignen Leben, in dem Wahn,
Das sich das Kind nähm seiner an,
Und ihm auch helfe in der Not.
Dem wünscht man jeden Tag den Tod,
Der wird gar bald unwert als Gast,
Den Kindern sei zur Überlast.

Sebastian Brant, Das Narrenschiff, 1494.

Arm vnd swach, in maßn er sin gwerb nit treiben, sin libsnarung nit mer gewinnen mocht – klagt so mancher, wenn der Zenit des Lebens überschritten und der körperliche Zustand Arbeit zum Erwerb des Lebensunterhalts nicht mehr zuließ. Die Sorge um Betreuung und Versorgung in Alter und Krankheit sollte eigentlich in einer auf christlichen Werten basierenden Gesellschaft kein Thema sein. Umschloss doch die Befolgung des 4. Gebots – Du sollst Vater und Mutter ehren – auch die Unterstützung *in sichtagen vnd auch in kranckheit* und die Pflicht, sie *mit speiße vnd mit der notdurft des leibes* zu versorgen, so der Franziskaner Marquard von Lindau (gest. 1392) in seinem „Buch der zehn Gebote" (Signori 2004, 225). Wir kennen solche Fälle aus Familienaufzeichnungen. So vermerkt der Nürnberger Maler Albrecht Dürer in seinem „Gedenkbuch" die Absicht, seine damals 51-jährige Mutter nach dem Tod seines Vaters bei sich aufzunehmen: *Vnd hett mein mutter ein betrübte wittwen gelossen, dy er mir albeg grosslich lobett, wie sie so ein frum fraw wer. Des halb jch mir für nym, sy nymer mer zw lossen.* Die Situation Barbara Dürers nach dem Tod ihres Gatten 1502 – des Goldschmieds Albrecht Dürer d. Ä. – ist wohl typisch für die ökonomische Situation von Handwerkerwitwen. Wohl erlaubte es das in Nürnberg etwas lockerer gehandhabte Witwenrecht der hinterbliebenen Ehefrau die Goldschmiedewerkstatt nach dem Tod des Mannes drei Jahre weiterzuführen, doch war zwei Jahre nach dem Sterbfall das Vermögen anscheinend schon aufgebraucht, denn ihr Sohn notierte: *und zwej jahr nach meines vaters todt nam ich mein muter zu mir, sie het nichts mehr.* Die Dürers erfüllen das Bild einer idealtypischen Familie. Die Witwe lebte noch neun Jahre im Haushalt ihres Sohnes. Solange es ihre körperlichen Kräfte erlaubten, arbeitete sie mit; so verkaufte sie etwa auf dem alljährlichen Jahrmarkt während der Heiltumsweisung Holzschnitte und Kupferstiche ihres Sohnes. 1513 erkrankte sie – vermutlich erlitt sie einen Schlaganfall – und wurde dann bis zu ihrem Tod im Haus ihres Sohnes betreut. Barbara Dürer erholte sich noch einmal und starb erst im darauf folgenden Jahr: *Nun solt jr wissen, daz jm jar 1513 an einem Erchdag vor der Crewczwochen mein arme elende muter, […] noch dem sy 9 jor was pey mir gewest an eim morgen frw jehling also töttlich kranck ward, daz wir dy kamer awff prachen, dan wir sunst, so sy nit awff kunt than nit zw jr kunten. Also trug wir sÿ herab in ein stuben, und man gab jr pede sacrament. Dan alle welt meinte, sÿ solt sterben.* In diesem Fall hatte das System der Versorgung im Alter durch die Familie funktioniert.

Dem gegenüber stehen die Aussagen der Moralisten, die unermüdlich Geiz und Unbarmherzigkeit der Jungen anprangern. Alte, die sich auf eine Altersversorgung durch ihre Kinder verlassen, tadelt Sebastian Brant im „Narrenschiff" als Toren.

Man könnte nun freilich meinen, dass es sich bei diesen Klagen um einen bloßen Topos handelt; die zahlreich überlieferten, schriftlich fixierten rechtlichen Abmachungen zwischen Eltern und Kindern, die Versorgung im Alter betreffend, zeigen, dass von Seiten der Alten durchaus Handlungsbedarf bestand. Ehepaare erschienen vor Gerichten und erkauften eine Pfründe von ihren Kindern; meist dienten, wie im Fall des Basler Siebmachers Lienhard Keller und seiner Frau Margreth, Liegenschaften als Einsatz (Signori 2004): *inen beiden vnd ir iglichem nach des anndern abgang ir lybesnarung vnd nottpfründe von Hans Toppenstein, irem tochtersŭn, vnd Dorothea, siner efrowen zu koffen*.

Besorgniserregend stellte sich die Situation für alternde Menschen im Fall der Kinderlosigkeit dar (Signori 2001). Untersuchungen von Testamenten und Rechtsgeschäften, abgewickelt in der Stadt Basel, haben gezeigt, dass bis zu 50 % der Verheirateten im Alter kinderlos waren. Hier bestand die Gefahr, dass beim Tod des Ehegatten dessen Vermögen bzw. zwei Drittel des in der Ehe erwirtschafteten Besitzes an die Manneserben fiel und die Witwe nahezu unversorgt zurückblieb. Ein sozialer Abstieg und Alter in Armut waren damit vorprogrammiert. Dem beugten die Eheleute vor, indem sie einander ihren gemeinsam erwirtschafteten Besitz zum Nießbrauch vermachten. Ein wichtiger Punkt bei Hausbesitzern war immer das Nutzungsrecht der Liegenschaft. Man sicherte sich gegenseitig das Wohnrecht bis zum Ableben zu und in vielen Fällen auch das Recht auf Veräußerung bei *notdurfft*; erst dann fiel das Haus, abhängig von den Besitzverhältnissen, an die jeweils erbberechtigte Familie. In

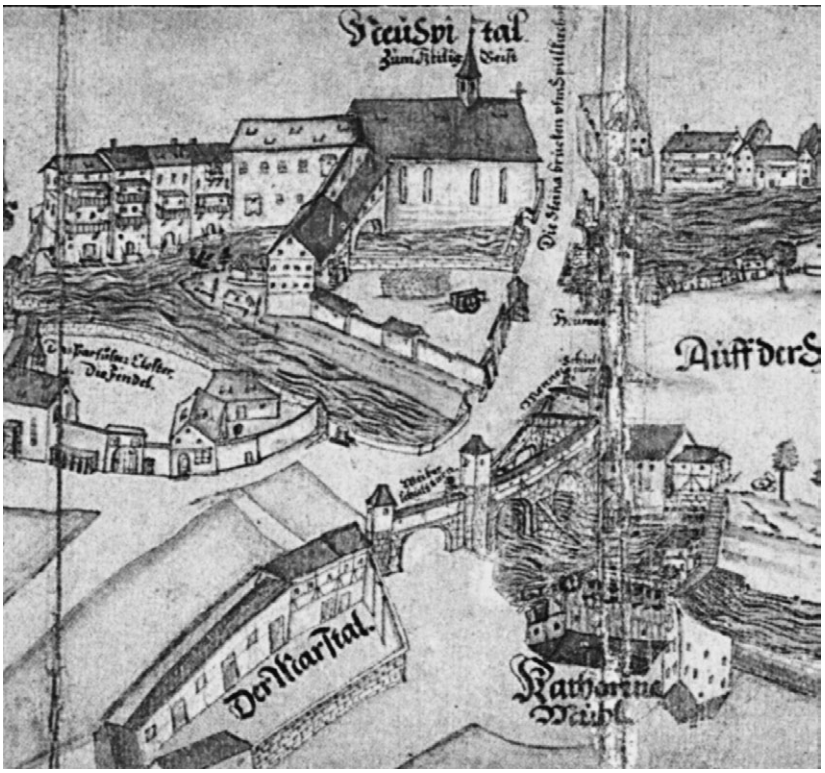


Abb. 1: Die kolorierte Federzeichnung zeigt den Lauf der Pegnitz durch Nürnberg; das Detail zeigt das Heilig-Geist-Spital mit seinem den Fluss überspannenden Baukörper. Paul Pfinzing der Ältere, 1592, Stadtarchiv Nürnberg, Reichsstadt Nürnberg, Karten und Pläne Nr. 125.

Basel mussten solche Mächtnisse jährlich erneuert werden.

War man nicht nur kinder- sondern auch familienlos, setzten Erblasserinnen und Erblasser, verfügten sie über das nötige Vermögen, Dienstboten als Erben ein; mit der Auflage, dass diese bis zu deren Tod in ihren Diensten bleiben sollten. Man sorgte sich, dass man einmal *gutter wartt, heben, legen etzen vnnd trinckens bedörffte*. War das Vermögen zu klein, gab es, wollte man sich nicht in die Obhut eines Spitals begeben, die Möglichkeit der Notpfründe, deren Adressat enge oder weiter Verwandte, Zunftgenossen oder Bekannte sein konnten. Auch diese Form der Altersversorgung ist nur für Basel näher untersucht. Die schriftlich festgelegten Abmachungen geben Einblicke in die Lebenssituation der Betroffenen: Der kinder- und familienlose Stadtbote Hans von Sulz vereinbarte eine solche Notpfründe mit dem Gremper (= Krämer, Händler, Höker) Arnold von Kleberg. Er stellte dafür sein gesamtes Hab und Gut, darunter auch sein Haus an den Spalen im Wert von 32 Gulden zur Verfügung (Signori 2004, 247). Für sich behielt er eine *kammer mit einer bereiten bettstatt mit aller ir zu gehörd*. Die Kammer war verschließbar und schuf so trotz Wohnen in einem fremden Haus eine gewisse Form von Privatheit. Das Ehepaar Kleberg hatte ihn bis zum Lebensende mit Essen und Trinken zu versorgen, mussten das Bett machen und für Leintücher und Decken sorgen. Im Krankheitsfall hatten sie ihn zu pflegen: *vnd ob der selb Hannß von Sulz uber lang oder kurtz in krankheit fiele, sollen sy sin als einß siech pflegen vnd warten*. Bisweilen wurden bereits bestehende Wohn- und Wirtschafsgemeinschaften in Notpfründe umgewandelt, wenn ein Teil nicht mehr in der Lage war für sich zu sorgen oder dies zumindest für die Zukunft befürchtete. Meist blieb man „unter sich“: schichtenübergreifende Versorgung findet sich in erster Linie bei allein stehenden alten Frauen, die mit ihren ehemaligen Arbeit- oder Dienstgebern eine Notpfründe abschlossen.

Versorgung im Spital

Neben diesen Formen der privaten Versorgung im Alter bestanden nahezu in allen Städten Einrichtungen, die sich der Betreuung von kranken und/oder alten Menschen annahmen. Der dafür gebräuchliche Begriff Hospital bzw. Spital im deutschen Sprachraum deckt die unterschiedlichsten Insassen (Pilger, Arme, Alte, Kranke, Pfründner, Findelkinder), Trägerorganisationen (Orden, Bruderschaften, Städte) und Funktionen ab. Uns interessieren hier nur solche, deren Hauptaugenmerk auf eine Betreuung im Alter ausgerichtet war. Die meisten frühen Gründungsurkunden bzw. -sagen sprechen in ihren Texten in Anlehnung an die Zahl der Apostel von zwölf Brüdern und/oder Schwestern, die aufzunehmen sind. *Es ist zu wissen und wol zu merken, dass ain burger hie was, der was genant Lorentz Egen, der was ain reicher gewaltig man hie in der stat und pauet ain spital hinder seinem haus gelegen über die gaßen in der er und dem namen sant Antoni […], darinn zwelf brüeder ewiglich sein sollten, die auch gnueg und erberklich sind mit aller ir notturft […], als das wol wißent ist allen menschen in dieser stat.* Mit diesen Worten beschreibt der Chronist Burkard Zink die Gründung eines solchen Zwölf-Bruder-Hauses in Augsburg durch den Ratsherrn Peter Egen, der 1410 mit 350 Gulden das St. Anton-Spital stiftete (Fouquet 2007).

In den seltensten Fällen (vgl. weiter unten die Mendelsche Stiftung in Nürnberg) blieb es aber bei dieser Zahl. Armut war im Spätmittelalter zum großen Problem in den Städten geworden. Der Text der Stiftungsurkunde des Bürgerspitals St. Blasius in Salzburg fasst die Beweggründe, die zu den zahlreichen Spitalsgründungen führten, eindrücklich

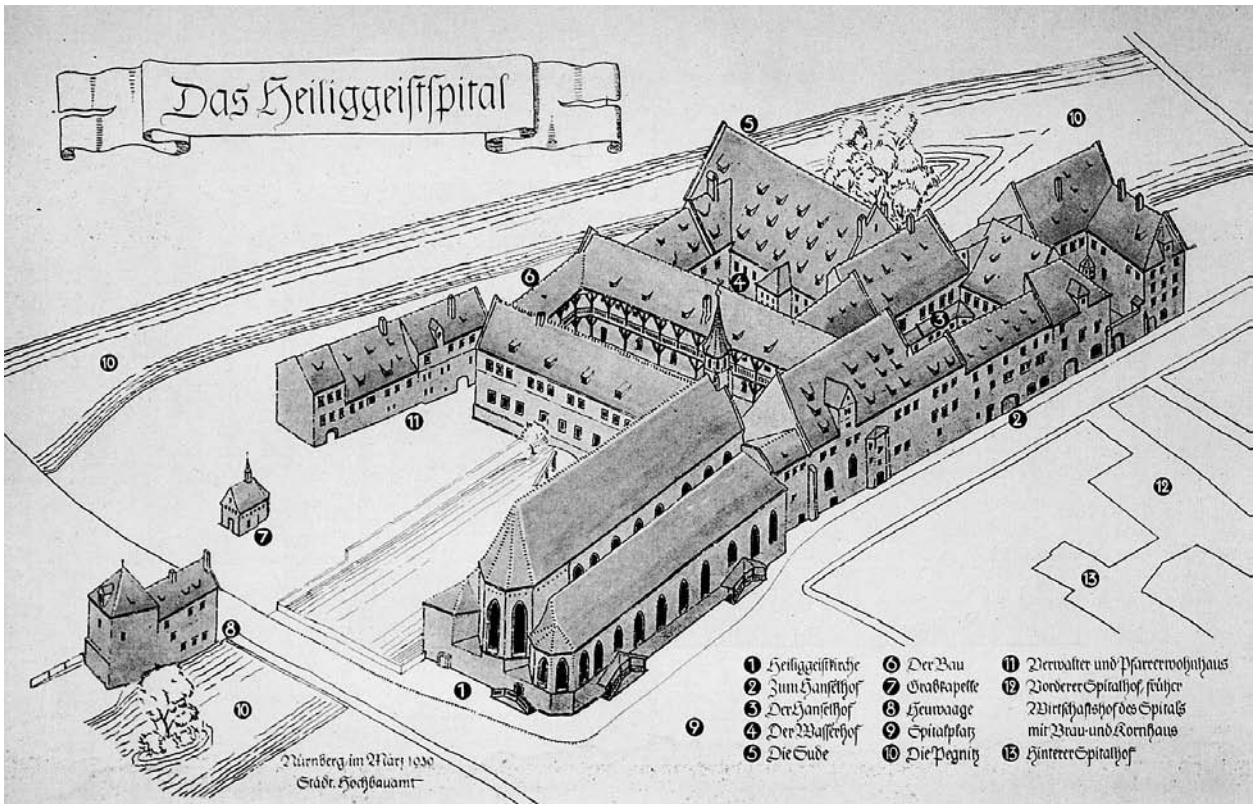
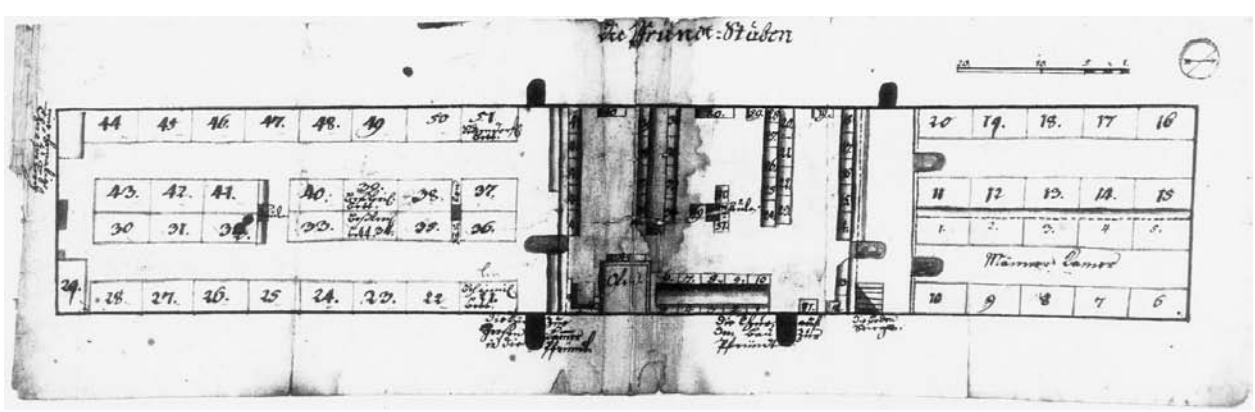


Abb. 2: Das Heilig-Geist-Spital in Nürnberg war die Gründung des Nürnberger Bürgers Konrad Groß, dessen Stiftung 1332 durch den Bamberger Bischof bestätigt wurde. Die ersten Gebäude des sog. „Neuen Spitals" wurden 1332 bis 1339 errichtet. Die Stiftung umfasste die Spitalkapelle, die Einrichtung von sechs Priesterstellen und 12 Chorschülerplätzen samt Schulmeisterposten sowie die wirtschaftlichen Grundlagen für den Spitalbetrieb. Dazu gehörten Einkünfte aus der Pfarrkirche in Herzogenaurach, zwei Patronatsrechte, mehrere Zehnte, zwei Mühlen, fünf Höfe und 45 Huben in der Umgebung von Nürnberg. Der Ertrag machte jährlich mehr als 500 Goldgulden aus. Aufgrund von Ausstattung und Größe war das Spital auf 200 Insassen ausgelegt. (M. Diefenbacher, 650 Jahre Hospital zum Heiligen Geist in Nürnberg 1339–1989, Nürnberg 1989, 81).

zusammen: „Gerne trachten wir danach, uns um die Bedürfnisse und Nöte bedauernswerter Menschen zu kümmern und vorzusorgen. […] Da es bis jetzt überhaupt noch kein Spital in unserer Stadt gegeben hat, in dem die Siechen und Armen Aufnahme finden konnten, waren diese Siechen und Armen häufig derart schweren Unglücks- und Elendsfällen ausgeliefert, die frommen Herzen nicht nur grausam, sondern auch unmenschlich erschienen. Auch wenn wir von diesen Fällen absehen, so wurden sehr viele, von der Kälte übermannt, in den Gassen tot aufgefunden, ausgeschlossen von menschlicher Hilfe zur Zeit ihres Sterbens, und nach dem Tod um den Liebesdienst der Bestattung betrogen." (Stadler 1985, 18f.)

Die Unüberschaubarkeit des Armenmilieus führte zu einer Beschränkung des Almosens auf den Kreis solcher, die dessen würdig erschienen. In den *genuß der pfründt* – damit ist in diesem

Abb. 3: Grundriss der Pfründnerstube im Heilig-Geist-Spital mit Einzeichnung der Stuben und Betten; diese Stube war in dem über der Pegnitz errichteten Gebäudeflügel untergebracht. Kolorierte Federzeichnung, um 1780. Stadtarchiv Nürnberg.



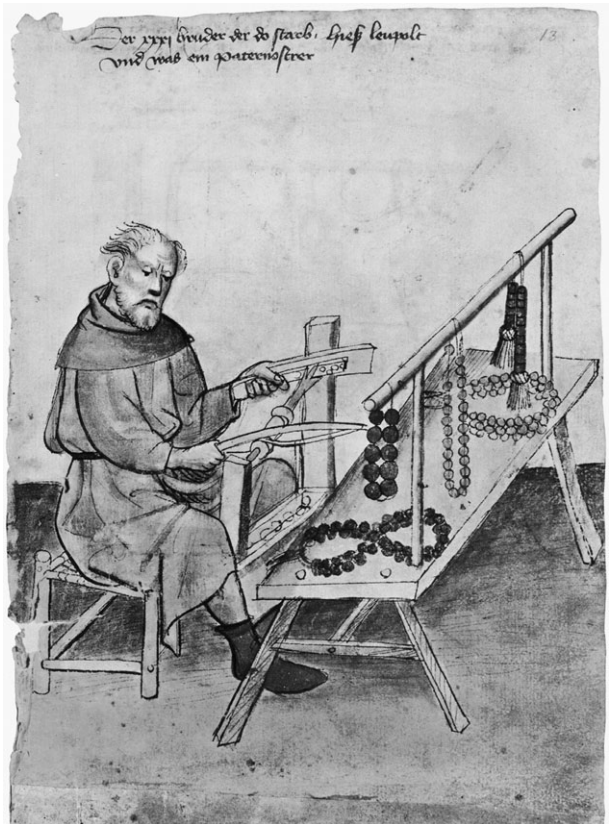


Abb. 4: Paternosterer (Rosenkranzmacher), 1425/36. Stadtbibliothek Nürnberg, Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung, M.I, fol.13r.

Abb. 5: Pfannenschmied, 1456. Stadtbibliothek Nürnberg, Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung, M.I, fol. 164v.

Fall die kostenlose Aufnahme gemeint – kamen z. B. im Salzburger Bürgerspital nur unverschuldet verarmte Bürger oder Bürgerinnen der Stadt Salzburg, unverschuldet verarmte Söhne oder Töchter von Salzburger Bürgern; sie mussten im vorgeschrittenen Alter stehen, einen ordentlichen Lebenswandel nachweisen und einmal erwerbstätig gewesen sein. Das Verhältnis zwischen Stifter und Empfänger blieb bis zur Reformation direkt und persönlich. Die Stifter und Wohltäter der Einrichtungen kümmerten sich durch ihren finanziellen Aufwand um das körperliche Wohl der Armen, diese durch ihr Gebet um das seelische Wohlergehen der Stifter.

Bruderhäuser waren in der Form religiöser Gemeinschaften organisiert. Beispielgebend für den oberdeutschen Raum wurde die Mendelsche Zwölfbruderstiftung in Nürnberg (Fouquet 2007). Das 1388/97 vom Stadtadeligen Konrad Mendel in der St. Lorenz Pfarre gegründete Bruderhaus ist bestens in den um 1423 angelegten, 1550 in einem weiteren Band fortgeführten Hausbüchern der Zwölfbruderstiftung und in dem Leitbuch dokumentiert. Diese Bände geben Aufschluss über die Ordnungen der Stiftung, die Aufnahmemodalitäten, die Versorgung und die Insassen, deren Name und ehemaliger Beruf schriftlich und im Bild festgehalten wurden. Die Familie Mendel zählte zu den reichsten Geschlechtern der Stadt Nürnberg, was auch in den zahlreichen Stiftungen der Familienangehörigen ihren Niederschlag fand. Der Bruder Konrads, Marquard Mendel, hatte 1380 das Kartäuserkloster in Nürnberg gestiftet; 1392 dotierten Konrad und sein jüngerer Bruder Peter gemeinsam ein sog. Seelhaus, ein Armenhaus für acht alte, ehrbare Mägde, die nicht mehr ihren Lebensunterhalt verdienen konnten. Mit Stiftungen dieser Art, deren Verwaltung meist in die Hände des Rates einer Stadt gelegt wurde, suchte man sich neben Seelenheil auch Memoria zu erkaufen. Wenn der Rat jedes Jahr aufs Neue die Stiftung öffentlich zu verlesen hatte, so konnte sich Konrad Mendel sicher sein, dass er sich über seinen Tod hinaus einen Platz im Gedächtnis der Bürgerschaft sicherte.

Die im Hausbuch überlieferten Insassen zeigen eine beachtliche Bandbreite an Altersstufen; es finden sich darunter Brüder, die bereits mit 50 Jahren im Haus aufgenommen wurden und nach kurzer Zeit verstarben, und andere, die über 80 Jahre alt wurden. Bemerkenswert ist auch das bisweilen hohe Eintrittsalter: So musste der Waffenschmied Niclas Schweitzer erst mit 83 Jahren auf das Almosen zurückgreifen. Die mittlere Verweildauer im Bruderhaus betrug 5,3 Jahre. Voraussetzung für die Aufnahme in ein solches Bruderhaus waren Alter, Armut und die Unfähigkeit zu einer Erwerbstätigkeit: *die sich mit eygner arbeyt und eygner habe*

Speiseplan der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung (Mitte 15. Jh.)

Sonntags und alle Feiertage:
Frühmahl: 1 Stück Fleisch in der Brühe, davon 4 auf ein Pfund gehen, dazu Kraut oder Rüben oder Gemüse, also dass es 2 Gerichte sind, und 1 Seidel Bier.
Nachtmahl: 1 Stück Fleisch und Kraut und Rockenbrot genug.
Montag:
Frühmahl: 1 Stück Fleisch (Speck) mit Kraut und dazu Gerste oder Weizen, also dass es 2 Gerichte sind.
Nachtmahl: 1 Stück Fleisch (Speck) mit Kraut oder Rüben und Rockenbrot genug und kein Trinken.
Dienstag:
Frühmahl: Gerste und Suppe oder Arbeis, also, dass es 2 Gerichte sind.*
Nachtmahl: 1 Stück Fleisch mit Kraut oder Rüben und Rockenbrot genug und kein Trinken.
Mittwoch:
Frühmahl: Kraut oder Rüben und ein Gemüse dazu.
Nachtmahl: Arbeis oder Gerste und Suppe, also dass es 2 Gerichte sind (und Käse dazu) und Rockenbrot genug und kein Trinken.
Donnerstag:
Frühmahl: Gerste und Kraut oder Rüben.
Nachtmahl: 1 Stück Fleisch mit Kraut und Rockenbrot genug und kein Trinken.
Freitag:
2 Gerichte von Milch und wer von allem isst 3 Gerichte und jedem 1 Seidel Bier und Rockenbrot genug.
Samstag:
Frühmahl: Gerste und Kraut.
Nachtmahl: Gemüse, Suppe, Käse und Rockenbrot genug und kein Trinken.

*** Erbsen**

furpas nit generen mügen und eyns, das ir wartet und phliget […] Also das an denselben armen mannen volbracht werden die werck der barmherczigkait. Weiters mussten die Aspiranten über einen guten Leumund verfügen. Sie rekrutierten sich großteils aus den in der Stadt vertretenen Handwerken. Beim Eintritt mussten sie einen Eid ablegen, mit dem sie sich verpflichteten, dem Pfleger zu gehorchen sowie Regeln und Ordnung des Hauses einzuhalten. Dann erfolgte die Einkleidung in die Tracht des Bruderhauses, die Zuweisung der Kammer und die Zuteilung der notwendigen Bettwäsche.

Das Nürnberger Haus besaß im Erdgeschoß dreizehn solcher Kammern. Hier schliefen die Brüder, bewahrten ihre Habseligkeiten auf und konnten, falls es ihre Gesundheit erlaubte, ihren handwerklichen Tätigkeiten nachgehen. Im ersten Stock lagen die Küche und zwei große beheizbare Räume, die Stuben, eine als Krankenzimmer, die andere als Speise- und Wohnraum benutzt. Die Anlage verfügte über ein Badhaus und eine Gemeinschaftstoilette. Die schriftlich überlieferte Grundverpflegung der Brüder ist an der unteren Grenze des bürgerlichen Konsums anzusiedeln. Zweimal am Tag erhielten sie eine warme Mahlzeit. Von diesen wöchentlichen 14 Gerichten enthielten sechs Gerichte Fleisch (Rind, Kalb und Schwein), allerdings handelte es sich dabei immer nur um Kochfleisch, es gab keinen Braten; dazu kam pro Tag ca. ein halbes Kilo Brot. Der wichtigste Kalorienlieferant war das Mus; in Nürnberg aus Erbsen, Linsen, Kichererbsen, Hirse und Einkorn sowie aus Weizen und Gerste zubereitet. Diese Zutaten wurden mit Zwiebeln, Schmalz und Salz zu Mus verkocht. Abhängig von der Jahreszeit und sicher auch vom Ernteertrag wurde der Speiseplan noch mit aktuellem Frischgemüse und Obst bereichert. Mit Getränken war man im Vergleich zu anderen Spitälern eher zurückhaltend. Zur Grundverköstigung gehörten jeweils sonntags und freitags ein Seidel Bier.

Zustiftungen von Nürnberger Bürgern, die das Zwölf-Bruder-Haus in ihren Testamenten bedachten, ermöglichten zu bestimmten Feiertagen die Ausgabe von exklusiveren Speisen; so wurden an 27 Tagen im Jahr Semmeln gereicht. Zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten gab es Hühner und zu Martini zwei Gänse; an den Fasttagen durch Zustiftungen Fisch, allerdings nur den billigen Hering und Trockenfisch. Dazu kam noch Käse, als Käsesuppe oder Käsemus verkocht, oder den Brüdern als Zwischenmahlzeit mitgegeben. Bereicherungen gab es auch zu den hohen Kirchenfesten. Zu Weihnachten gab es Braten und eine Fischsulz; zu Ostern vier gebackene Fladen, 50 gesottene Eier und einen Lammbraten. Braten lag auch zu Pfingsten und Mariä Himmelfahrt auf dem Teller. Auch bei den Getränken schufen Zustiftungen Erleichterung: insgesamt flossen ca. 179 Liter Wein aus solchen Quellen. Die Verpflegung der zwölf Brüder scheint durch die Zustiftungen zumindest zu bestimmten Zeiten mehr als ausreichende gewesen zu sein, was sich auch in der Ermahnung zeigte, keine Speisen außer Haus zu tragen und zu veräußern.

Von armen und reichen Pfründnern

Über die Versorgung im Alter entschied das vorhandene Vermögen; waren ausreichend Bargeld, Liegenschaften oder Rentenbriefe vorhanden, so konnte man Unabhängigkeit im Alter im eigenen Haus oder durch Erwerb einer Pfründe in einem Spital oder Kloster erkaufen. Die Minimalsumme betrug an die 50 Goldgulden für einen Alleinstehenden, um sich zumindest einen unterbürgerlichen Lebensstandard leisten zu können. Die Charakteristika eines kommunalen Spitals können am Beispiel des Wiener Bürgerspitals anschaulich demonstriert werden (vgl. zum Folgenden Pohl-Resl 1996). Die Geschichte des Spitals beginnt im 13. Jahrhundert

Abb. 6: Die Ansicht der Stadt Wien zeigt u. a. die Kärntner Vorstadt mit dem Komplex des Wiener Bürgerspitals rechts vor dem Kärntner Tor gelegen. Detail aus der „Flucht nach Ägypten", um 1469. Meister des Schottenaltars, Wien, Sammlungen des Schottenstiftes (Foto: Institut für Realienkunde, Krems).

mit einer Stiftung. Da keine Gründungsurkunde überliefert ist, sind wir auf die tradierte Gründungssage als Quelle angewiesen. Ihr zufolge wurde das Spital im Jahr 1206 von den Brüdern Otto in Foro, Chuno und Conrad mit einer Summe von 200 Goldgulden gestiftet mit dem Zweck, je zwölf verarmte Bürger und Bürgerinnen aufzunehmen. Vor dem Kärntner Tor wurde zunächst eine Holzhütte errichtet. Eine Verbindung mit der Familie des Otto „vom Hohen Markt" – eine der reichsten Familien im Wien des 13. Jahrhunderts – bestätigt die erste überlieferte Spitalsurkunde aus dem Jahr 1257. Allerdings muss die Gründung einige Jahrzehnte nach 1206 erfolgt sein, da zu diesem frühen Zeitpunkt weder Otto noch seine Brüder schon aktiv waren. Zahlreiche Stiftungen in den kommenden Jahrhunderten vermehrten das Vermögen des zunächst relativ ärmlich ausgestatteten Spitals. Wiener Bürger stifteten noch zu Lebzeiten oder vermachten in ihren Testamenten Höfe, Häuser, Weingärten und Felder dem Spital. 1432 kam es so auch in Besitz des ältesten vor dem Widmertor gelegenen Brauhauses. Der Komplex des Bürgerspitals erstreckte sich außerhalb der Stadtmauern vom Kärntnertor bis zum Stubentor. Den Kern der Anlage bildete das „Langhaus" mit den Altären; im Erdgeschoss lebten die Armen; im ersten Stock und unter dem Dach waren die eingekauften Pfründner untergebracht. Hier befanden sich auch die Räume der Verwaltung. Ab 1456 erhielten die mit dem Abhalten der Gottesdienste betrauten Priester eine eigene Kammer. Es gab bereits im 15. Jahrhundert einen Raum für den Unterricht der im Bürgerspital lebenden Waisen. Um das Spital wurde ein Friedhof mit einer Kapelle angelegt. Die Wirtschaftsgebäude umfassten einen Meierhof, Stadel, Stallungen und Scheunen. Zum Besitz gehörten Häuser und Gewerbeeinrichtungen, zwei Badstuben, Mühlen, Weingärten, Äcker, Wälder und Wiesen rund um Wien. Zu den wichtigsten Einnahmequellen zählten der Weinbau, der Weinausschank und das Bierschankmonopol. Als wegen der drohenden Türkengefahr 1529 die Gebäude niedergebrannt wurden, übersiedelte man die Insassen, die wichtigsten Urkunden und Gerätschaften in das Clarakloster am Schweinemarkt, das 1530 endgültig durch Schenkung Erzherzog Ferdinands zum neuen Bürgerspital wurde. Ab dem 16. Jahrhundert gab es eine eigene Abteilung für Wöchnerinnen; ab 1624 wurden hier auch die Waisenmädchen, ab 1664 auch die Waisenknaben untergebracht.

Der großteils ebenerdige bzw. einstöckige Gebäudekomplex reichte von der Kärntner Straße bis zum Lobkowitzplatz, im Süden bis nahe an die Stadtmauer und im Norden bis zur heutigen Gluckgasse. Erst 1783–1790 im Zuge der Reformen Kaiser Josefs II. wurde aus dem

Bürgerspitalkomplex ein Zinshaus; die Armen wurden nach St. Marx, die Waisen auf den Rennweg abgesiedelt. Aus Vermögensteilen schuf man den Bürgerspitalfonds, der zur Versorgung für Erwerbsunfähige und Arme diente. Er wurde erst 1941 aufgelöst und ging in das Vermögen der Stadt über.

Wie in anderen Städten auch übernahm das Bürgerspital im Laufe der Jahrhunderte die unterschiedlichsten Funktionen: Es diente in erster Linie der Versorgung der Armen; vermögende Bürger und Bürgerinnen konnten sich aber mit einer Pfründe einkaufen und so für den Lebensabend Vorsorge treffen; Waisenkinder wurden aufgenommen und konnten dort eine Schule besuchen; für Geisteskranke gab es einen abgeschlossenen Verwahrraum (*holczkauf zu den unsinnigen stublen in dem spital*). Das Spital war für die Wienerinnen und Wiener auch ein Ort der Kommunikation, verfügte es doch neben einem Wein- und Bierausschank auch über ein öffentliches Bad. Eine verstärkte Zuwendung zur Krankenversorgung markiert die Bestellung eines Universitätsarztes, Mert Guldein, zum Bürgerspitalmeister 1462/63. Auf seine Initiative könnte auch die ab 1470 erfolgte Bestellung eines Wundarztes zur Betreuung der Kranken zurückgehen. Ab 1523 gehörte dann ein Arzt zum Personal des Bürgerspitals und schien in den Lohnlisten auf.

Die Verwaltung des Spitals lag in den Händen eines Spitalmeisters. Zunächst unter geistlicher Leitung finden sich ab etwa 1320 in den erhaltenen Listen der Spitalmeister nur mehr Ratsbürger. Oft gehörten die Spitalmeister auch zu den großen Wohltätern des Spitals und hinterließen diesem beträchtliche Teile ihres Vermögens. Die ab 1426 vermehrt als Spitalmeister in Erscheinung tretenden erfolgreichen Wiener Kaufleute und Fernhändler setzten die erworbenen Kenntnisse in Verwaltung und Buchführung zum Wohle des Spitals ein. Sie halfen so dem Spital; für sich selbst erhofften sie durch Engagement in einer karitativen Tätigkeit einen Abbau der durch berufsbedingte Verstöße gegen die göttliche Ordnung im Berufsleben angehäuften Sündenlast.

Der Spitalmeister, der diese Tätigkeit ehrenamtlich ausübte und vom Rat bestellt wurde, entschied darüber, wer ins Spital aufgenommen wurde und was mit den Zuwendungen an das Spital zu geschehen hatte. Er bestellte die Priester und überwachte sie bei der Ausübung ihrer Pflichten. Er war die oberste Instanz im wirtschaftlichen Bereich; ihm oblag die Kontrolle der Rechnungsführung; er hatte Sorge dafür zu tragen, dass sich der Besitzstand vermehrte. Die erhaltenen Urkunden bestätigen die äußerst geschickte Vorgehensweise. So wurden in Testamenten dem Spital vermachte Liegenschaften sehr oft rasch verkauft und um den Erlös Besitzungen und Abgaben erworben, die regelmäßige Einkünfte versprachen. Eine andere Möglichkeit, dem Spital regelmäßige Einkünfte zu verschaffen, bestand darin geschenktes Kapital in dauerhafte Renten umzuwandeln. Als Sicherung dienten Liegenschaften. War der Besitzer nicht mehr in der Lage die fälligen Zinsen zu begleichen, ging die Liegenschaft in den Besitz des Gläubigers über. Allein im Zeitraum 1336 bis 1352 gelangte das Bürgerspital so in den Besitz von 25 Häusern, drei Fleischbänken und einer Badstube. Wenn Stiftungen mit Verpflichtungen des Spitals in Form religiöser Gedächtnishandlungen verknüpft waren, so hatte der Spitalmeister ihre Durchführung zu überwachen, aber auch deren Einstellung anzuordnen, wenn nicht mehr ausreichende Stiftungsmittel vorhanden waren. Ihm zur Seite stand ein besoldeter Verwalter. Der wichtigste Mann neben diesem war der Schreiber. Er hatte für ein ordnungsgemäßes Verzeichnen der Besitzungen des Spitals zu sorgen, führte das Grundbuch, die Urkundenkopialbücher (das sind Bücher, die alle alten Urkunden in Abschrift enthalten) und die Abgabenverzeichnisse. In der Hierarchie des Personals weit oben standen auch Kellermeister, Überreiter und Bierleutgeb. Ihre Arbeit entschied mit über Gewinn oder Verlust. Die Rangordnung des Personals spiegelte sich nicht nur in der unterschiedlichen Höhe der Entlohnung, sondern auch in der Qualität und Quantität der Versorgung mit Essen, Getränken und nicht zuletzt mit Betten und Bettzeug. Privilegiert war der, der in einem eigenen Bett schlafen konnte und dem einigermaßen ausreichend Leintücher, Decken und Kissen zur Verfügung standen.

Zwar sollte das Spital den *armen durftigen* dienen, aber schon bald nahm es auch Pfründner auf, *die herren im spital* (Pohl-Resl 1996, 96ff.). Wer nicht im Spital leben

Personalstand und Jahreslöhne im Wiener Bürgerspital (um 1430/40)

Sechs Priester (je 1528 Pfennig), ein Schulmeister (915 Pfennig), ein Küster (240 Pfennig), ein Verwalter (3600 Pfennig), ein Zehentner (1920 Pfennig), ein Schreiber (1920 Pfennig), ein Kellermeister (720 Pfennig), ein Bäcker (960 Pfennig), ein Koch der Herrenpfründner (960 Pfennig), ein Gesindekoch (840 Pfennig), ein Armenkoch (840 Pfennig), ein Meier (2400 Pfennig, wovon er einen Wagenknecht bezahlen musste), ein Fleischhauer (390 Pfennig), zwei Wagenknechte (540 Pfennig), zwei Diener des Meiers (405 Pfennig), zwei Hirten (je 120 Pfennig), dreizehn Lastenträger (zistelknechte) (je 240 Pfennig), ein Holzarbeiter am Kahlenberg (540 Pfennig), ein Müller (720 Pfennig), ein Überreiter (1200 Pfennig), ein Pferdeknecht (180 Pfennig), ein Heizer (60 Pfennig).

Nach den Eintragungen im Amtsbuch des Wiener Bürgerspitals, zitiert nach Pohl-Resl 1996, 134.

Aufbesserung des Speiseplans der *armen durftigen* an bestimmten Feiertagen:

Item von erst all unser frauen teg, all zwelifpoten tegen, all suntag und alle samcztag yedem ain görcz wein, der drey ain ettherim sind; und an all unser frauen teg geit man in fleisch und kraut und al zwelifpoten kraut und prein und all suntag fleisch und kraut und an dem vaschang tag ain mal fleisch, kraut und wein und prat; item an dem weichnachtag fleisch und kraut und wein und prat und am ebn weichtag fleisch, kraut, wein und prat und an der heiligen dreykunig tag fleisch, kraut, wein und prat; item und dy drey rauchnacht yedem durftigen II öphl, II peugl, IIII nuss; item an dem ostertag geit man fleisch, kraut, wein und prat; item an dem phingstag auch fleisch, kraut, wein und prat.

Nach den Eintragungen im Amtsbuch des Wiener Bürgerspitals, zitiert nach Pohl-Resl 1996, 103.

wollte, hatte überdies die Möglichkeit, sich ein *leibgeding* – eine Leibrente – zu erwerben. Man übertrug dem Bürgerspital einen bestimmten Besitz und erhielt als Gegenleistung dafür eine jährliche Rente, die im Fall der Berufsunfähigkeit durch Alter und Krankheit zur Abdeckung der Lebenshaltungskosten diente. Einen Platz im Spital sicherte man sich in der Regel lange bevor der Aufenthalt tatsächlich notwendig war. Als Basis diente ein Vertrag, der die Leistungen beider Vertragspartner im Detail schriftlich fixierte. Die Zahl der Wohnungen im Spital war klein. B. Pohl-Resl nimmt für das 15. Jahrhundert maximal drei Herrenpfründner an. Es gab u. a. *das zimer under des spitalmaister zimer, das zymer oben auff dem lankhaws*, zu dem auch *das klein stubel und das klain kemerl* gehörte, und ein *zymer neben der schuel*. Demgegenüber stehen geschätzte 170 Arme (Pohl-Resl 1996, 106). Geregelt wurde in manchen Verträgen auch das Vorhandensein von „Sekreten" (= Toiletten). In manchen Fällen verlangten die Pfründner und Pfründnerinnen eigens den Einbau eines solchen. Weiten Raum nahmen auch Bestimmungen die Verköstigung betreffend ein. Herrenpfründner erhielten im Gegensatz zu den Armen nach der Ordnung täglich Wein und Brot, am Samstag vier Eier oder einen Pfennig und an allen Fasttagen einen Pfennig für die Fische. Qualität und Quantität der Speisen und Getränke waren abhängig von der Höhe des Betrages, der für die Pfründe an das Spital gezahlt wurde. So konnte etwa die Bürgerin Anna Steireckin verlangen, dass sie an allen Tagen mit Fleischkost zwei Stück Fleisch, Kraut, Brot und Gerste erhielt, am Abend weitere zwei Stück Fleisch, *pratens* und *gesotens* und zwei Portionen Gemüse. Für die Fasttage forderte sie mit dem gleichen Fisch verköstigt zu werden wie die Priester. Solche Eintragungen in den Verträgen werfen auch ein Licht auf die unterschiedliche Verköstigung der im Spital Arbeitenden. Auf den Tischen der in der Berufshierarchie oben angeordneten Bediensteten des Spitals fanden sich mehr und qualitativ hochwertigere Speisen und Getränke. Auch die erwünschte Sitzordnung fand in manche Pfründenverträge Aufnahme: So bestand das Ehepaar Puchinger darauf, am Tisch des Spitalmeisters zu sitzen; sollte dies nicht möglich sein, wollten sie in ihrem Zimmer speisen. Anders gestaltete sich der Tisch der *armen Durftigen*. Was die Herrenpfründner täglich bekamen, etwa Fleisch und Wein, bekam die Masse der armen Insassen nur zu bestimmten Feiertagen. Die Ernährungssituation an diesen Tagen wurde auch durch Mahlzeitstiftungen an das Spital etwas verbessert.

Als Schlaf- und Aufenthaltsraum diente ihnen das sog. Langhaus; hier gab es getrennte Abteilungen für Männer, Frauen und Kinder. Darunter – *in der sutten* – hausten die Kranken; diese rekrutierten sich aus im Spital erkrankten Armen und durch Krankheit arbeitsunfähig gewordenen Angehörigen der städtischen Unterschicht. Um diese beiden Gruppen kümmerte sich auch eigenes Personal, das mit Ausnahme des „Koches für die Armen" erst in Rechnungen ab dem 15. Jahrhundert aufscheint: Für 1470 etwa ein *suttenknecht*, eine *kincz mueter, der dienerin der armen. Hebam, ambmen, viechdirn, zeyldirn, kochinn und weschin in der sutten, in der kintzstuben und in dem lannkchaws* […]. Wie so oft liefern die Quellen nur spärliche Auskünfte zu den Lebensbedingungen der Armen im Wiener Bürgerspital. Bis in die frühe Neuzeit war die Betreuung der Kranken im Spital eine nachgereihte Tätigkeit. Es ging nicht darum Kranke gesund zu machen, sondern die Folgen der Krankheit – Unfähigkeit für sich selbst zu sorgen – zu lindern. Verfügten Angehörige der Unterschicht über kein „Sozialkapital" – Familie, Verwandtschaft, Freundeskreis etc. – so blieb ihnen in Alter und/oder Krankheit nur der Weg in das Spital oder sie mussten als mehr oder weniger geduldete Bettler ihr kümmerliches Dasein fristen. Das Bild des kranken Alten wird zum Synonym für das Bild des Bettlers.

Gerhard Jaritz

Weise Alte – Törichte Alte:

Gender-bestimmte Stereotypen in Spätmittelalter und früher Neuzeit

Menschliche Kommunikation wurde und wird regelmäßig von aktiver oder passiver Auseinandersetzung mit Stereotypen geprägt. Es sind die wilden …, die faulen …, die guten …, die gewalttätigen …, die sportlichen …, die dummen …, die ungeschickten … usw., die man regelmäßig generalisierend konstruiert oder als welche man sich verallgemeinert beurteilt erkennen muss. Dies gilt für die Gegenwart genauso wie für jede andere Epoche; vielfältige historische Quellen legen davon beredtes Zeugnis ab. Ein derartiges Phänomen kann damit natürlich auch für das Mittelalter und die frühe Neuzeit erkannt werden.

In jenem Zeitraum wird die Anwendung und Rolle von Stereotypen vor allem von einer besonderen Komponente bestimmt: von der Anwendung von Kontrasten. Wertende Generalisierungen finden in eine Richtung und gleichzeitig auch in die Gegenrichtung statt. Man bedient sich etwa des verallgemeinerten Bildes eines sich abmühenden und für die Gesellschaft unentbehrlichen Bauern genauso wie des Musters eines hoffärtigen Landmannes, der unermüdlich versucht, seine ihm von Gott bestimmte ständische Stellung zu verlassen und höhere soziale Ränge zu erreichen. Spezifische Bedeutung im Rahmen derartiger gegensatzbesetzter Konnotationen kommt dabei ständischen Kriterien, geschlechtsspezifischen Einordnungen, sowie auch den auf das Lebensalter bezogenen Wertungen zu. Die Frau wird oft verallgemeinernd

Abb. 1: Der alte und weise Mann hilft einem Gesellen bei seiner Entscheidung über die angestrebte Eheschließung. Erhard Schön, „Kein edler Schatz ist auff der Ert dann ein frums Weib die Ehr begert". Holzschnitt, 1533 (Moxey 1989, Abb. 5.1).

als Verführerin konnotiert, genauso jedoch auch als leicht Verführbare. Den generalisierend als wild und mitunter gewalttätig bezeichneten Jugendlichen und deren negativer Beurteilung kann etwa die positiv besetzte Anmut von Jugend gegenüberstehen.

Eine besondere Rolle spielen in diesem Zusammenhang auch die alten Menschen und die ihnen zugewiesenen Verallgemeinerungen. Es ist einerseits die Weisheit des Alters, die im Rahmen von Stereotypisierung eine besondere Bedeutung einnimmt; andererseits aber auch genauso das Bild des Verlustes der geistigen Kräfte, was sich in den generalisierten törichten Alten widerspiegelt. Beide Stereotypen finden sich häufig und lassen sich in verschiedenen Kontexten nachweisen. Dabei spielen zum einen satirisch-humoristische Konnotationen eine wichtige Rolle, zum anderen aber auch – und häufig untrennbar mit ersteren verbunden – didaktisch-moralisierende Komponenten. Spaß, Spott und Belehrung können einander ergänzen und die Wirkung und den Erfolg der intendierten Botschaft verstärken.

Regelmäßig finden sich derartige Beispiele der Anwendung von auf das Alter bezogenen, wertenden Generalisierungen im Zusammenhang mit Gender-Diskursen und damit in Kontext stehenden „Alltags"-Situationen menschlichen Zusammenlebens. So bedient sich etwa ein um 1520 entstandener Nürnbergischer Einblattdruck eines alten weisen Mannes, der bei der Lösung eines wohlbekannten Problems des täglichen Lebens hilfreich auftritt und eine unsichere und gefährlich wirkende Situation zum Guten wendet. Gereimter Text und Illustration verstärken die Wirkung der Botschaft (Abb. 1). Ein Geselle möchte sich entschließen, eine fromme Jungfrau zu heiraten, sieht sich jedoch mit der Gefahr konfrontiert, dass er unter ihrem Regiment stehen und sich einer Verkehrten Welt der Frauenmacht ausgesetzt sehen könnte. Die Frau würde alle Entscheidungen übernehmen; er hätte dann, als „armer Götze", jede Macht verloren und sich nur mehr der als am weiblichsten besetzt angesehenen Tätigkeit des Wäschewaschens zu widmen. Die dargestellte Närrin bekräftigt ihn in dieser Angst. Doch dann tritt der weise Mann auf und gibt seinen Rat, der eine Problemlösung verspricht:

Gesel, ich wil dich bessers leren,
Thů dich nicht an einer Nerrin keren.
Hüt dich allzeyt vor Hůren List,
Du wirst betrogen zu aller Frist.
Nym dir ein Frewlein zů der Ehe,
Got geb, wie es dir mit ir gehe.
So bleyb bey ir in Lieb und Leyt
Und biß gedultig alle Zeit.
Ob dir begegnet Kummers vil,
Gedenck dir, es sey Gottes Wil.
Ner sie im Schweyß deyns Angesicht,
Wie Got am Ersten Genesis spricht.
Gedult und Leyden ist ein Port,
durch die wir kumen an das Ort,
Da die Engel Wonung han. …

Ein anderer, ähnlich Gender-bestimmter Einblattdruck widmet sich erneut der Gefahr, die auftritt, wenn Frauen (als „Doctor Syman" = „Doktor Sie-Mann") die Herrschaft übernehmen: in diesem Fall im Hause eines vertrauensvollen Wirtes. Hilfe kann hier wieder nur der Rat eines alten und weisen Mannes bringen, und zwar des mächtigen „Doktor Kolbman" (von seiner Waffe, dem Kolben = Keule) (Abb. 2):

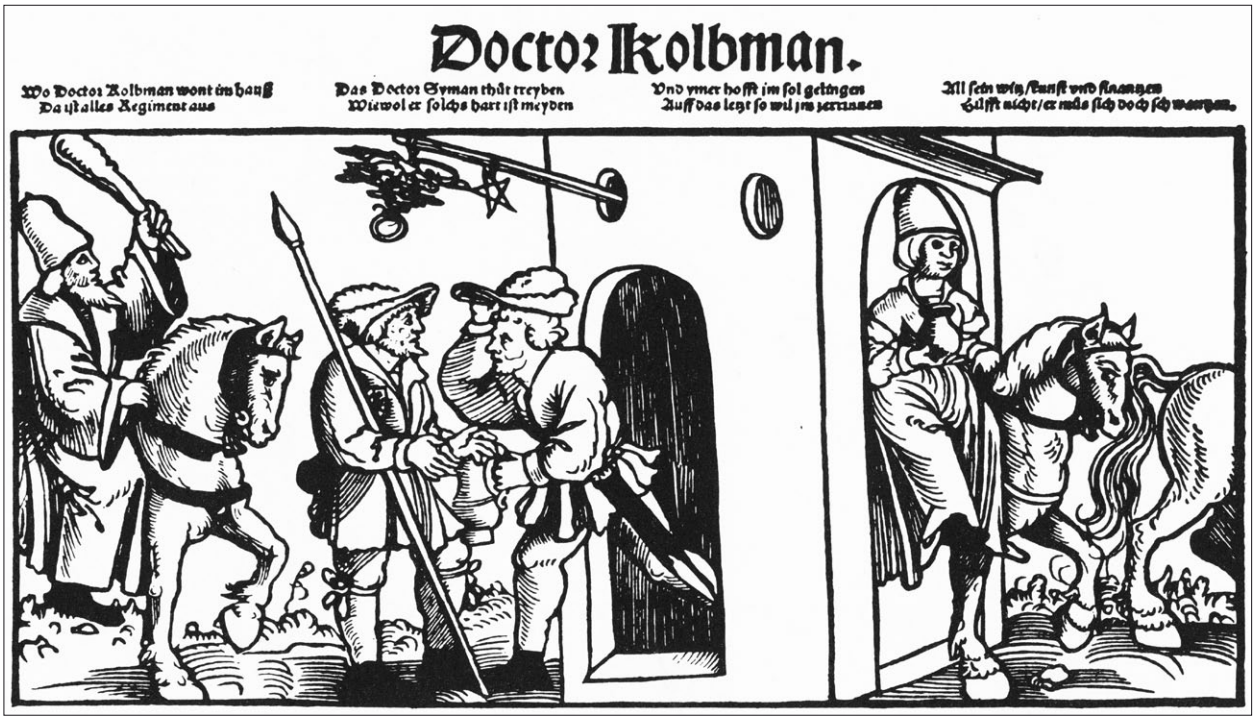


Abb. 2: Der alte und weise „Doktor Kolbman" hilft einem Wirt, in dessen Haushalt sich Frauenmacht in der Person des „Doktor Sie-Mann" breit gemacht hat. Niklas Stör, „Doctor Kolbman". Holzschnitt, um 1530 (Moxey 1989, Abb. 5.13).

„Ey, lieber Wirt, nun merck mich eben,
Ein guten Rath ich dir will geben.
Dem soltu folgen allezeyt,
Ich sey dir nahent oder weyt.
Seyd du mich hast genomen an,
So wil ich dir on argen Wan
Verschaffen Fryd und Eynigkeit.
Gescheh dir was, es wer mir leyd,
Dann es mus mir sein unterthan
Auch allezeyt Doctor Syman,
Der uberal so mechtig ist,
Wo ich nicht wone zu dieser Frist.
.
.
.
Mit Trewen rath ich Doctor Syman,
Das er allzeyt fürcht Doctor Kolbman.“

Der alte weise Mann und seine Hilfe stellen die auf das Geschlechterverhältnis bezogene Weltordnung des beginnenden 16. Jahrhunderts schnell wieder her. Man sieht, dass „Doktor Sie-Mann“ unverzüglich das Haus des geplagten Wirtes verlässt.

Der Stereotyp des törichten alten Mann repräsentiert neuerlich eine Figur, die besonders im Zusammenhang mit seiner Beziehung zum anderen Geschlecht von Bedeutung wird. Häufig leidet er unter der Herrschaft seines weiblichen Partners. Ein spezifisches Muster ist dabei jenes des begüterten, jedoch lüsternen und törichten alten Mannes, der sich im Freudenhaus mit einer jungen Frau einlässt, von dieser jedoch gnadenlos ausgenützt wird. Die Frau benützt ihn etwa, um mit Hilfe seines Reichtums ihre Liebschaft mit einem jungen Mann zu finanzieren. Diese Situation kann als Teil der sündhaften Freuden dieser Welt dargestellt werden (Abb. 3), vor denen eindringlich gewarnt wird: „*Bedenk das End, das ist mein Rot, wann alle Ding beschlüßt der Todt*.“

Zwei didaktisch-satirische Darstellungen auf flandrischen Holztellern des beginnenden 16. Jahrhunderts widmen sich ähnlichen Leiden törichter alter Männer. Einer von ihnen muss einen Teil der weiblichen Arbeit übernehmen. Darüber hinaus zeigt seine Frau mit dem erhobenen Spinnrocken ihre völlige Herrschaft über ihn an (Abb. 4). Der erläuternde niederländische Text verstärkt die Botschaft des Bildes. Er beinhaltet die Klage des Mannes: „Weil ich alt und verbraucht bin, muss ich haspeln und werde auch noch geschlagen.“ Die zweite Darstellung verdeutlicht erneut die Dumm-

Abb. 3: Törichter alter Mann im Freudenhaus. Urs Graf, Junge Frau mit altem und jungem Mann. Kupferstich, um 1511 (Grössinger 2002, Abb. 176).

Abb. 4: Die Herrschaft der Frau über ihren alten und verbrauchten Mann. Bemalter Teller, 1520–1530: Berlin, Schloss Köpenick. Van der Stock 1991, Abb. 309D (Foto: Institut für Realienkunde, Krems).

Abb. 5: Das Leiden des alten Mannes unter der Last seiner jungen Frau. Bemalter Teller, 1520–1530: Berlin, Schloss Köpenick. Van der Stock 1991, Abb. 309C (Foto: Institut für Realienkunde, Krems).

Abb. 6: Phyllis reitet auf Aristoteles. Hausbuchmeister, Phyllis und Aristoteles. Kupferstich, um 1480 (Moxey 1989, Abb. 5.4).

heit eines alten Mannes, welcher die Verbindung mit einer jungen Frau eingegangen war (Abb. 5): „Das Bierfass tragen und eine junge Frau haben: Braucht ein Mann noch mehr Plagen, um sich seine Lenden zu brechen?“

Dass Weisheit und Torheit des Alters miteinander einhergehen können, zeigt vor allem die ab dem 13. Jahrhundert populär werdende Geschichte von Aristoteles und Phyllis. Es wird erzählt, dass der weise und alte Philosoph Aristoteles als Lehrer des jungen Alexander des Großen wirkte. Im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit fällt ihm auf und er beklagt sich, dass sich Alexander zu sehr seiner Freundin, in manchen Versionen Frau, Phyllis, widmet. Phyllis sucht und findet Gelegenheit zur Rache. Eines Tages kommt sie zu Aristoteles, der sich gerade seinen Studien widmet. Sie versucht ihn zu betören, was ihr auch gelingt. Aristoteles bittet Phyllis, seine Gefühle für sie zu erhören. Sie erklärt ihr Einverständnis, jedoch nur unter der Bedingung, dass sie auf ihm wie auf einem Pferd reiten dürfe. Er stimmt zu. Daraufhin informiert Phyllis Alexander, so dass der Ritt von letzterem und den Angehörigen seines Hofes gesehen wird und großes Gespött hervorruft. Der weiseste aller Männer war zu einem alten Narren geworden. Bis ins 16. Jahrhundert kolportieren sowohl Texte als auch Bilder (Abb. 6) diese Geschichte und ihre Moral: Weisheit und Alter schützen nicht vor Torheit.

Derartige satirisch-humoristische Botschaften, welche auch eine wichtige didaktische Botschaft vermitteln können und sollen, stehen in einer Tradition von Texten und Darstellungen, die auch im kirchlichen Raum Anwendung fanden: vor allem im religiösen Drama, dessen Wirkung und Botschaft dadurch gesteigert werden sollte, dass das Publikum in Nebenszenen zum Lachen angeregt wurde. Eine derartige Möglichkeit ergab sich für die Rolle des Heiligen Joseph im

Abb. 7: Der Heilige Joseph kocht Brei für das Jesuskind, um 1430. Konrad von Friesach, Geburt Christi (Detail), Stift St. Lambrecht, Steiermark (Foto: Institut für Realienkunde, Krems).

Zusammenhang mit den Ereignissen um die Geburt des Jesuskindes. Ab der Mitte des 14. Jahrhundert hatte sich der Joseph in Drama und Bild zu einer alten, mitunter greisenhaften, oft bäuerlichen und tollpatschig agierenden Nebenfigur entwickelt, durch welche der Relevanzkontrast zur Gottesmutter deutlich gesteigert werden konnte. Mitunter erhielt der Heilige dabei auch eindeutig humoristische Züge, welche in der Bildbetrachtung oder der Teilnahme an der Aufführung des Dramas die Konzentration des Beschauers aufrechterhalten bzw. wiederbeleben und damit gezielt auf die Bedeutung der Darstellung der Geburt des Herrn überleiten sollten. Eine derartige Szene zeigt sich ab der zweiten Hälfte des 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts vor allem in einer auf westdeutschen, aber auch österreichischen Tafelbildern dargestellten Szene, in welcher der Heilige Joseph bei der Geburt Christi als breikochend wiedergegeben wird. Der alte Joseph hat damit eine Funktion und Nebenrolle übernommen, welche an und für sich klar als Teil des weiblichen Raumes definiert ist. Dieser Kontrast und Josephs mitunter auch ungeschickt wirkende Zubereitung des Breis (Abb. 7) wird damit zu einer spaßigen Situation, welche in den Texten der Weihnachtsspiele noch verstärkt werden konnte.

Die Frage, inwieweit für die textliche und bildliche Präsentation alter Frauen ähnliche Muster, Verallgemeinerungen, Kontraste und Ambiguitäten Anwendung fanden, wie es hinsichtlich alter Männer geschah, kann nur in Bezug auf die negative Stereotypisierung bejaht werden. Es dominiert die textliche und bildliche Wiedergabe der lüsternen, habgierigen, eifersüchtigen „*vetula*“, die sich als Verführerin betätigt und ihren männlichen Partnern Leid zufügt. Ein Einblattholzschnitt aus der Zeit um 1475 widmet sich in Text und Illustration einem üblen alten Weib, dem es gelingt mehr als tausend Teufel umzubringen (Abb. 8). Ist ein Mann mit einer solchen Frau zusammen, wird sein Leben durch Unheil bestimmt:

Ist er traurig, so ist si fro,
Wil er den sunst, sie wil so,
Wil er gen, sie wil laufen,
.
.
.
Will er essen, sie wil trincken,
Wil er springen, sie wil hincken,
Wil er denn ligen, sie wil siczen,
Wil er auffsten, sie wil schwitzen,
Wil er denn kalt, sie wil heyß,
So er sie nart, so läst sy ein scheiß,
.
.
.
Darumb wer ein ubel weyb hab,
der thů sich ir bey Zeit ab, …

Was sich dabei als sehr ähnlich zu den Stereotypen in Bezug auf alte Männer erweist, sind die satirisch-humoristischen Konnotationen, welche jene textlichen und visuellen Negativbilder regelmäßig begleiten, ergänzt durch ihre Funktion als didaktisch-moralisierende Botschaften. Neuerlich gehen Spaß, Spott und Belehrung neben einander her.

Die immer wieder auftretenden weisen Frauen repräsentieren im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit auch nicht jene Positivkonnotationen, mit welchen ihre männlichen Konterparts bedacht werden. Ihre Fähigkeiten erstrecken sich zwar einerseits auf den heilkundlichen Bereich („Kräuterfrauen“), werden jedoch meist verallgemeinernd mit Hexerei und Zauberei in

Verbindung gebracht. Positive weise alte Frauen sind Einzelerscheinungen.

* * *

Alter bietet sich für negative und positive Stereotypisierungen geradezu an. Dasselbe gilt auch für Wertungen hinsichtlich der Beziehung der Geschlechter. Dies führte in Spätmittelalter und früher Neuzeit dazu, dass sich die Generalisierungen in Bezug auf alte Menschen als in großem Maße gender-bestimmt erkennen lassen. Dies gilt sowohl für die angewandten positiven als auch die negativen Verallgemeinerungen. Dies mag zwar heute nicht mehr in solch dominierendem Maße geschehen, hat jedoch sicher in mancher Beziehung auch noch in unserer Gesellschaft seine Spuren hinterlassen.

Abb. 8: Das üble alte Weib besiegt mehr als tausend Teufel. Das alte Weib und der Teufel. Holzschnitt – Detail, Augsburg, um 1475 (Moxey 1989, Abb. 5.8).

Helmut Hundsbichler

Ich byn fast alt / doch gantz unwys

Altern und ewiges Leben

Über das Altern kann man sich aus verschiedenen Perspektiven Gedanken machen. Auf jeden Fall aus historischer Perspektive: Einerseits ändern sich mit der Zeit die Bedingungen für und die Vorstellungen von Alter und Altern. Andererseits repräsentiert jegliches Altern aufgrund seiner Individualität und Prozessualität ein historisches Phänomen par excellence, und gerade das geschichtsphilosophisch entscheidende Definitionsmerkmal der Historizität – die kontinuierliche Veränderung in der Zeit – kann jedes Individuum am Beispiel des eigenen Alterns besonders konkret nachvollziehen. Im Zuge jener Veränderung bringt das Altern ein ganzes Geflecht von sozialen, ethischen, psychologischen und medizinischen Aspekten ins Spiel. Aus humanbiologischer Sicht umschreibt der Begriff des Alterns einen lebenslangen, je Individuum verschiedenen Prozess, der im Prinzip bereits mit der Geburt einsetzt. Aufgrund dieser längerfristigen Prozessualität sollte eine Betrachtung des Alterns auch Lebensphasen inkludieren, die dem Alter vorausgehen. Nicht jedes Altern führt bis ins Alter, aber jeder Alterungsprozess endet im Sterben – auch wenn das Sterben häufig der Verdrängung unterliegt (Abb. 1) oder der Alters-Thematik erst gar nicht zugerechnet wird. Bei der Unausweichlichkeit des Sterbens und bei der Historizität des Alterns setzt die philosophisch-theologische Anthropologie des Christentums ein, auf die nun dieser Beitrag fokussiert ist.

Im Mittelpunkt steht hier die gerade angesichts der biologischen und chronologischen Endlichkeit entwickelte religiöse Option des ewigen Lebens. Die Idee des ewigen Lebens imaginiert über den Erfahrungswert der irdischen Endlichkeit/Zeitlichkeit hinaus die Teilhabe an der göttlichen Unendlichkeit/Ewigkeit.

Infolge der heutigen Diskurse rund um handfeste Probleme von Altern und Alter werden viele diese christlich-religiöse Perspektive von vornherein als weltfremd und realitätsfern abstempeln, von Möglichkeiten postmoderner Dekonstruktion ganz abgesehen. Doch wer die mittelalterliche Jenseitswelt „verstehen will, muß sich von heute geltenden Vorstellungen lösen können“ (Jezler 1994). Denn aus christlicher Sicht und speziell aus der Innensicht des christlichen Mittelalters, um die es hier geht, ist die Gewichtung genau umgekehrt: Das Altern erfolgt/e nicht auf das Sterben hin, und das war's dann, sondern hin auf das ewige Leben. Dies ist ein eschatologisches (auf letztendliche Vollendung hin ausgerichtetes) Ideen-Konzept. Darin wird nach dem Beispiel von Jesus Christus der biologische Tod nicht ausgeblendet, sondern akzeptiert, jedoch auch transzendiert. *Vita mutatur, non tollitur* (Gewandelt wird das Leben, nicht genommen; Präfation der Totenmesse, nach Augustinus). Die letztendliche Vollendung besteht darin, im Einklang mit der religiösen Lehre jenes ewige Leben im Paradies wiederzuerlangen, das von den biblischen Stammeltern Adam und Eva für die Menschheit zunächst pauschal verwirkt worden ist (Gen. 2,15-17; 3,1-7; 3,23-24). Das Erreichen dieser Vollendung gilt in der mittelalterlichen Theologie und

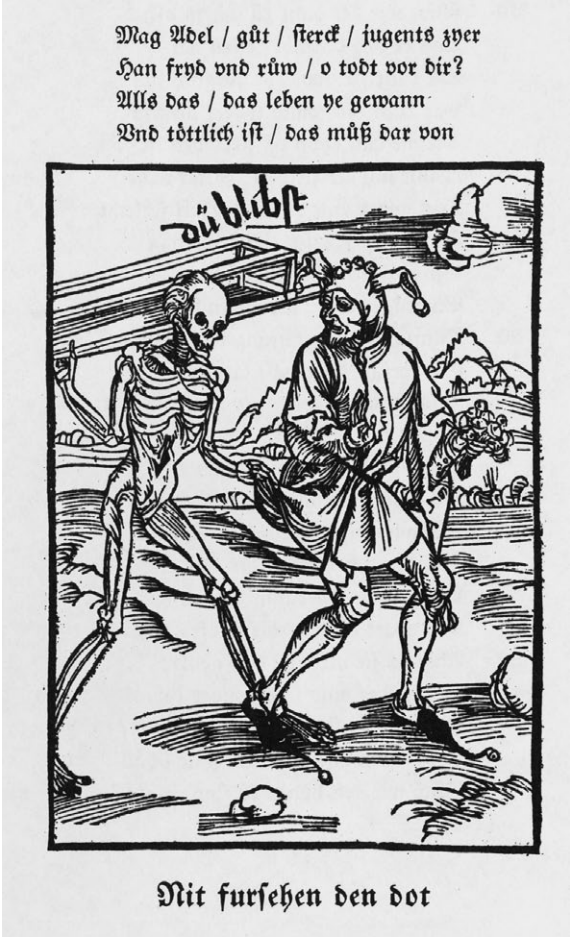


Abb. 1: „… eyn dor ist / wer all tag \| Flücht / dem er nit entrynnen mag.“
Themenbild zu Sebastian Brant, Das Narrenschiff, Kap. 85: Nit fursehen den dot. Holzschnitt, Albrecht Dürer, 1494 (Lemmer 1986, 222 f.).

Religiosität als die höchstmögliche Annäherung an Gott (das *summum bonum*), und zeitlebens ist alle Seel-Sorge darauf abgestimmt.

Das ist die zentrale christliche Meta-Erzählung, die wir uns für unser Thema vor Augen halten müssen. Es handelt sich um ein theologisches Programm, auf dem im Mittelalter letztlich die gesamte öffentliche Ordnung gründet und das sich an jedermann richtet, um möglichst zu verhindern, dass die jenseitige („himmlische") Chance durch kontraproduktive diesseitige („weltliche") Lebensgestaltungen vertan wird. *Die best practica* (den besten Lebensvollzug) hierfür skizziert ein deutscher Einblatt-Holzschnitt um 1500 anhand der für das ewige Leben grundsätzlichen Dialektik (Richardson 2007, 304):

- Zunächst rät der als Teufelsfigur dargestellte *böß Engel* entsprechenden Charakteren (*du schones wyb, du stolzer man*) für die Dauer des Daseins (*in dieser zyt*) zu eitler Selbstdarstellung, fröhlichem Lebensgenuss, Ruhm- und Besitzstreben. Erst im Alter höre man/frau damit auf (*wann du alt würst so laß dan ab*). Mit beschönigenden Worten verharmlost er Gedanken an den Tod als vernachlässigbare Einbildung bis zum Zeitpunkt des Abschieds aus der Welt (*biß daz die welt dir urlob gyt*).
- Der himmlische *gut Engel* opponiert gegen diese Argumentation, indem er ohne Umschweife von der leiblichen Sterblichkeit ausgeht und darauf hinweist, dass der teuflische Rat als direkte Konsequenz zusätzlich auch den Tod der Seele nach sich ziehe (*der selen dot*), also das Gegenteil des ewigen Lebens. In komprimierter Form lautet sein Rezept: *Veracht die weltlich yppikeit,* | *so würdt din sel zuo gott bereit…* | *und gibt dir got deß hymmels kron*.

Die theologische Idee des ewigen Lebens wird also, wie gesagt, vom leiblichen Tod her relevant. Gelingen wird sie aber nicht konform mit dem Sterben, sondern nur durch eine bewusst auf sie angelegte Lebenspraxis (*practica*) – und die erfasst implizit alle Lebensalter. Allerdings wird uns und insbesondere alle Skeptiker im Folgenden eine signifikante Schere beschäftigen: Wenn der vorhin zitierte *böß Engel* sagt, *folg mynem rot vnd nit den pfaffen*, so lässt das einerseits darauf schließen, dass die Kleriker für konkurrenzfähige Bekanntheit, also *Bewusstseins*relevanz der Idee des ewigen Lebens gesorgt haben (und insofern ganz wörtlich Seel-Sorge betrieben). Die *Handlungs*relevanz der Idee wird andererseits wesentlich beeinträchtigt durch die sehr hohe Anforderungsschwelle ihrer lebenslangen Umsetzung, weil Menschen von ihrer Psyche her zuvorderst ihren diesseitsorientierten Interessen und Haltungen nachhängen. Dieser für das befristete „weltliche" Dasein charakteristische Ist-Zustand kommt dadurch ungleich leichter zustande als der im Hinblick auf die „himmlische" Ewigkeit vorgesehene Soll-Zustand.

Insofern bedeutet die Akzeptanz der Idee des ewigen Lebens einen Bund mit Gott, und das Einstiegs-Ritual hierfür ist die Taufe. Sie gewährt Anteil an der Auferstehung Christi und ist in der Regel an ein frühes Lebensalter gebunden. Das heißt, die Vorsorge für das ewige Leben setzt gleich am Beginn des individuellen Alterns-Prozesses ein. Denn 418 hat sich die Kirche auf die Praxis der Säuglingstaufe festgelegt – und zwar nicht, um nur ja möglichst viele Individuen gleich während ihrer unmündigen Lebensphase zu vereinnahmen, sondern um die Gefahr zu minimieren, dass Kinder nicht das ewige Leben erlangen, falls sie ungetauft sterben. Nicht nur ein Gebrechen eines Neugeborenen, sondern etwa schon

Abb. 2: Die Kerze bei der Taufe und auf der Bahre – Licht-Symbolik des ewigen Lebens. Nottaufe für ‚ein kind von einer todten mueter'. Votivbild, Temperamalerei, Detail. Salzburg, 1513. Großgmain, Pfarrkirche (Foto: Institut für Realienkunde, Krems).

der Tod der Mutter vor oder bei der Entbindung kann ja ein entsprechender Risikofaktor sein (Abb. 2). In der Symbolsprache der Bildkunst des Mittelalters steht die brennende Taufkerze, wie übrigens zu gegebener Zeit auch die Sterbekerze, für das österliche *lumen Christi*, das direkt auf die Auferstehung/auf das ewige Leben verweist.

Wie intensiv und allumfassend der religiös fundierte Einfluss auf den individuellen Lebensvollzug fürs christliche Mittelalter zu veranschlagen ist bzw. im Hinblick auf das ewige Leben zu wünschen wäre, veranschaulicht besonders detailreich das „Narrenschiff" des Juristen und Altphilologen Sebastian Brant (1494 ff.). Auf Bilder und Texte dieses Werkes stütze ich mich im Folgenden besonders, weil es die erwähnte Schere zwischen Bewusstseins- und Handlungsrelevanz der Idee des ewigen Lebens in authentischer Sichtweise nachvollziehbar macht: Einerseits wird darin das für die *alltägliche* Lebenspraxis empfohlene theologische Gedankengut durch einen Laien (!) für Laien (!) in deutscher Sprache dargelegt. Andererseits wird im Kontrast dazu auch jene gegenläufige Alltäglichkeit offengelegt, nämlich dass ichbezogene Motivationen permanent (*alltag*), also in allen Lebenslagen und somit auch in allen Lebensaltern, exakt jenes Leben in Tugend (*eyn leben dugentrich*) sabotieren, das zum ewigen Leben führen würde (Kap. 107, 37-56). Sebastian Brant argumentiert daher von vornherein ex negativo, nämlich in Form einer Realsatire, die ihrem Publikum signifikante alltägliche Fehlhaltungen und Fehlhandlungen gezielt vor Augen führt. Darin kommen zahlreiche lebens*praktische* Dinge zur Sprache, die mit der Idee des ewigen Lebens unvereinbar sind. Dies zu veranschaulichen ist die Symbolfigur des uneinsichtigen Narren/Toren prädestiniert, denn von der Bibel her ist „der Narr" eine (gender-unabhängig zu denkende) Metapher für all diejenigen, die sich (nach dem Motto *Deus non est*/Gott gibt es nicht: Psalmen 14,1 und 53,1) individuelle Wertkriterien zurechtzimmern, in denen das religiöse Moment keine Rolle spielt. Das „Narrenschiff" greift aus dem Spektrum der praktischen Lebensführung exemplarisch immerhin 111 alltägliche Varianten gottesferner Grundhaltungen heraus: teils Verstöße gegen die Zehn Gebote, vor allem aber die theologisch definierten Todsünden und deren facettenreiche Erscheinungsformen im Alltag. Als *Tod*-Sünden definiert sind explizit diejenigen Egozentrismen im Alltag, die das ewige Leben verhindern, und zwar: Habgier, Wollust, Neid, unmäßiges Essen und Trinken, Zorn, geistige und körperliche Unbeweglichkeit sowie alle Formen der Anmaßung (Hochmut). In all dem manifestiert sich der Schlüssel-Habitus der „Narren" – das permanente Ignorieren jenes göttlichen Heilsplans, der in der Idee des ewigen Lebens kulminiert. Im Sinn der oben zitierten Dialektik heißt das: „Narren" lassen sich leiten vom bösen Geist (symbolisiert durch die Figur des Teufels) und sehen eo ipso der ewigen Verdammnis entgegen (symbolisiert durch die Hölle). *Verachtung ewiger freyt* ist Sebastian Brants Bezeichnung hierfür. Ein typischer „Narr" gestehe das Himmelreich Gott zu, werde sich selber hiervon aber in keiner Lebensphase betroffen fühlen: *Eyn narr ist / wer beruemet sich | Das er gott ließ syn hymelrich | Begerend / das er leben mag | Inn narrheyt / biß an jungsten tag* (Kap. 43, 1-4).

Wie die zugehörige Illustration (Abb. 3) mit leicht verständlichen Symbolen zu verstehen gibt, gewichten „Narren" in ihrer Egozentrik irdische Annehmlichkeiten (hier verkörpert durch einen Adelssitz als Symbol für das im Mittelalter unüberbietbarste materielle Gut) subjektiv schwerer als die „rechte" Bezugsgröße – eben das Himmelreich (zu denken als das unermesslichste spirituelle Gut). Die symbolische Seelenwägung durch den heiligen Michael demonstriert die gegenteilige, heilsorientierte Konstellation: Die integre „rechte", für das ewige Leben „gerechte" Seele wiegt so schwer, dass alle teuflischen, also dem ewigen Seelenheil abträglichen Manipulationen daran nichts ändern können (Abb. 4).

Als Hauptursache für den Schlüssel-Habitus, der das ewige Leben verhindert, nennt Sebastian Brant die *verachtung der gschrift* (das

Abb. 3: Symbolische Evaluation von Zeitlichkeit/Endlichkeit vs. Ewigkeit/Unendlichkeit. Themenbild zu Sebastian Brant, Das Narrenschiff, Kap. 43: Verachtung ewiger freyt. Holzschnitt, Albrecht Dürer, 1494 (Lemmer 1986, 105).

Abb. 4: Symbolische Evaluation der für das ewige Leben „Gerechten".
Seelenwägung durch den heiligen Michael, Wandmalerei. Slowakei, 1370/1380. Kraskovo (Slowakische Republik), Evangelische Kirche (Foto: Institut für Realienkunde, Krems).

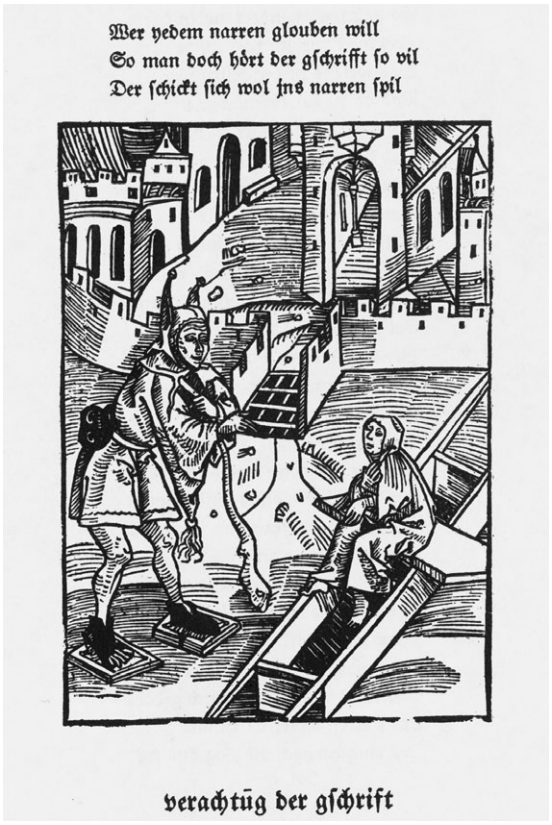


Abb. 5: Selbstüberhöhung vs. Gottergebenheit. Themenbild zu Sebastian Brant, Das Narrenschiff, Kap. 11: Verachtung der gschrift. Holzschnitt, Albrecht Dürer, 1494 (Lemmer 1986, 29).

Ignorieren der Botschaft der Bibel): *Der ist ein narr der nit der geschrifft* | *Will glouben die das heil antrifft* | *Und meynet das er leben soell* | *Als ob kein got wer / noch kein hell* (Kap. 11, 1-4). Die zugehörige Illustration (Abb. 5) zeigt einen „Narren", der mit jedem Bein auf einem geschlossenen Buch steht, was meines Erachtens „definitionsgemäß" symbolisieren soll, dass er in seiner Egozentrik buchstäblich sich selbst über das Alte und das Neue Testament stellt, ohne darin zu lesen. Demgemäß verschwendet dieser „Narr" offenbar auch keinen Gedanken an seine Sterblichkeit. Vielmehr begafft er mit selbstgefälliger Gestik eine unscheinbare Person, die in ergebener Haltung auf dem Deckel eines offenen Sarges sitzt. Diese Figur ist wohl eine symbolische Personifikation für *humilitas* (gottergebene Demut) – die Repräsentantin der für alle Tugenden und für das ewige Leben nötigen Grundeinstellung.

Mit beiden Beispielen wirbt das „Narrenschiff" für die zeitgerechte, eben lebens*praktische* Bedachtnahme auf das ewige Leben – und wie der Begriff Torheit für die Verweigerung dieser Bedachtnahme steht, gibt es auch einen Schlüsselbegriff für die Befähigung zu dieser Bedachtnahme, nämlich Weisheit. Sebastian Brant reflektiert einmal über die *ler der wisheit* (Kap. 22) und ein zweites Mal über den *lon der wisheit* (Kap. 107). Dabei lässt er *die wissheyt* selbst ihren göttlichen Ursprung *von anbegynn jn ewikeit* bekunden (Kap. 22, 20 f.); ihr ist also bereits eine Altern, Alter und Tod sublimierende Komponente inhärent. Als Voraussetzung für den Lohn in der Ewigkeit (*ewig lon*) wird das Fortschreiten von Tugend zu Tugend angeführt (*von tugent zuo der tugent gon*, Kap. 107, 33 f.). An anderen Stellen wird das Erreichen des ewigen Lebens explizit als Funktion diesseitiger Weisheit dargestellt: *Wer hie sin tag zuo wißheit kert* | *Der wirt jn ewikeit geert* (Kap. 11, 21 f.; vgl. ähnlich Kap. 22, Vorrede; Kap. 107, 77 f.). Die Aussage, dass *der weg der sellikeit* | *der wißheyt ist alleyn bereyt* (Kap. 47, 17 ff.), umschreibt demnach die wichtigste Spielregel im Rahmen der christlichen Meta-Erzählung. Angesichts der Diskrepanz zwischen Bewusstseins- und Handlungsrelevanz der Idee des ewigen Lebens gelangt freilich auch Sebastian Brant zur Feststellung: *vil narren / wenig wyser synt* (Kap. 47, 28; vgl. Eccl 1,15: *stultorum infinitus est numerus*).

Wie ist es unter diesen Vorzeichen um jene „Weisheit des Alters" bestellt, die vormodernen Gesellschaften häufig zugeschrieben wird? Gegen eine kritiklos verallgemeinernde Zuschreibung sprechen sowohl diverse didaktische Exempel wie jenes vom alternden Philosophen Aristoteles, der sich von der jungen Phyllis betören und reiten lässt, als auch das fatale Bekenntnis eines *alten narren* im „Narrenschiff": *Myn narrheyt loßt mich nit sin grys* | *Ich byn fast alt / doch gantz unwys* (Kap. 5, Vers 1 f., Abb. 6). Welche Alters-Unweisheit das ist, und was sie mit der Idee des ewigen Lebens zu tun hat, dürfte schon klar geworden sein: Es handelt sich um individuelle Gottesferne. Ein subtileres Verständnis ergibt sich, wenn man nicht vom deutschen Begriff Weisheit ausgeht, dessen Begriffsfeld im „Narrenschiff" regelmäßig gebraucht wird (subst. *wyssheyt* etc., *witz*; adj. *wys*, *unwys*), sondern

Abb. 6: Weisheit – eine Frage des hohen Alters? Themenbild zu Sebastian Brant, Das Narrenschiff, Kap. 5: Von alten narren. Holzschnitt, Albrecht Dürer, 1494 (Lemmer 1986, 15).

von der theologisch differenzierteren Begrifflichkeit der beiden lateinischen Termini *prudentia* und *sapientia*. Klugheit, Voraussicht, verantwortungsbewusster Gebrauch der Erkenntnisfähigkeit sind Grundbedeutungen von *prudentia*. Ihr Gegenteil ist *stultitia* (Dummheit). In diesem Sinn ist *prudentia* eine der christlichen Primärtugenden, und zwar vor allem im Hinblick auf die wichtigste und nachhaltigste Erkenntnis im Rahmen der christlichen Meta-Erzählung: eben das Verstehen des göttlichen Heilsplanes, der das ewige Leben vorsieht. Der so auf das ewige Leben ausgerichtete Habitus heißt *sapientia*. Dieser Habitus bildet für die Theologie den Urgrund aller christlichen Tugenden und gilt als eine der sieben Gaben des *heiligen* Geistes. Sebastian Brant nennt die Tugenden folgerichtig die „Mägde" *der rechten wißheyt* (Kap. 107, 90 ff.). Das Gegenteil, also der das ewige Leben verunmöglichende Habitus, heißt *impietas* (Gottlosigkeit, Gottesferne). Sie wird in der Theologie auf den *bösen* Geist zurückgeführt (von dem eingangs schon die Rede war) und bildet den Urgrund jeglicher Sündhaftigkeit. Das ist der Habitus, der die religiöse Symbolfigur des „Narren" kennzeichnet: *unwys* (lat. *insipiens*) ist der alte „Narr" im Sinn seiner programmatischen Absage an Gott, mit der er den Heilsplan verleugnet – und sich die Chance auf das ewige Leben verbaut. Damit verdient er, zumindest zufolge dem Reim bei Sebastian Brant, nicht einmal das Prädikat Greis (*grys*). Denn er mag zwar (biologisch) ein Alter *von hundert jor* haben, sei aber (entwicklungspsychologisch) *eyn boeßes kynt* geblieben (Kap. 5, 1-3).

Um solch „bösen" (= nicht im Sinne des Heilsplanes orientierten) Kindern vorzubeugen, gewichtet Sebastian Brant die Verantwortlichkeit der Eltern in der Kindererziehung offenbar dermaßen schwer, dass er der Unterweisung von Kindern ein ansehnliches Kapitel widmet (*Von ler der kind*, Kap. 6). In der Mentalität seiner Zeit verweist er darin mit vielen eingängigen Metaphern und Beispielen auf die Folgen laxer oder unterlassener Erziehung (*das man die kind nit ziehen wil*, Kap. 6, 29), und er verwahrt sich insbesondere gegen das Argument, Kinder seien *noch nit by den joren | Das sie behaltten jn den oren | Was man jn sag* (Kap. 6, 9 f.). Hauptziel der Erziehung sei es, *die narrheit vß des kindes hertz* zu vertreiben, womit er nach dem bisher Gesagten postuliert, bereits Kinder für den Weg ins ewige Leben zu sensibilisieren, weil andernfalls in ihnen *alls übel wechßt das man nit wert* (Kap. 6, 22 ff.). Im individuellen Alterns-Prozess manifestiert sich so also das Kindesalter als die nach der Taufe nächstwichtige Phase der Annäherung ans ewige Leben, und explizit auf diesen Annäherungsprozess sind die Grundsätze der traditionellen Pädagogik (auch in ausführlicheren Erziehungslehren) ausgerichtet. Beim allfälligen Engagieren eines Erziehers können *die vaetter vnser zitt* allerdings durch Knausrigkeit leicht an einen inkompetenten *meister* bzw. *schuolmeister* geraten, *der jn zuom narren macht ein suon | Vnd schickt jn wider heym zuo huß | Halb narrechter dann er kam druß* (Kap. 6, 31-46). Dem Kind wird das Erfordernis des pädagogischen Einwirkens von außen eigens plausibel gemacht: Ehrenvolles Ansehen *entspringt allein vß guoter lere*, und analog sei auch ein edler mentaler Standard (*edel syn*) erst einmal *froembd* (von außen definiert, unbekannt, noch nicht verinnerlicht/habitualisiert) und *kumbt von dynen eltern har* (Kap. 6, 73 ff.). Beim Unterbleiben geeigneter erzieherischer Maßnahmen sei hingegen *zu wundern nit dar an | Das narren narrecht kynder han* (Kap. 6, 47 f.), weil diese dann eben die Torheit so praktizieren, *wie sie von jugent hant gelert* (Kap. 6, 59).

Was innerfamiliär denkbare Generationenprobleme betrifft, entfällt für „Narren" ein beträchtliches Konfliktpotenzial, weil durch das pädagogische Handeln *von alten narren* deren notorische Gottesferne kolonisatorisch auf ihre Kinder übertragen wird: Das bewirkt der etablierte „Narr" durch seinen Modus von „Erziehung" (*den kynden gib ich regiment*), durch seine persönliche Beispielwirkung und durch seine unheilvollen Ratschläge (*ich gib exempel vnd boess rodt*), so wie ihm all das in jungen Jahren (*jung*) einst selbst zuteil geworden ist (Kap. 5, 5-9). Obwohl sich der *alte narr* im zugehörigen Bild sichtlich gebrechlich auf zwei Stöcke stützt und mit

einem Bein bereits im Grab steht (Abb. 6), befindet er als einzigen Anlass zum altersbezogenen Klagen doch nur, dass er aufgrund seiner *alten tag* seine *allzyt* geübte *boßheit* (Gottesferne) *nit mag volbringen me*. Doch was er altersbedingt jetzt sistieren müsse, wolle er seinem Sohn zu tun empfehlen: *Der würt thuon was ich hab gespart* (Kap. 5, 14 ff.). Und er äußert sich als über seinen Tod hinaus zuversichtlich, dass sein Sohn ihn *wirt so gantz ersetzen* (Kap. 5, 27 f.). Angesichts derartiger Pläne im Rahmen dieser Selbstreflexion bedeutet ihm Weisheit am Lebensabend überhaupt keine Zukunftsperspektive: *Do mit duot alter yetz vmb gan | Alter will gantz kein witz me han*. Mit dieser charakteristischen Uneinsichtigkeit erteilt er aus der Sicht des Text-Ichs seinem eigenen Seelenheil eine explizite Absage: *ein alter nar synr sel nit schont* (Kap. 5, 29 f. und 33). Ein *alter narr* ist also jemand, der/die die Gottesferne bis ins (Sterbe-) Alter aufrechterhalten hat und die Idee des ewigen Lebens ignoriert.

Demgegenüber erfordert die Idee des ewigen Lebens, die das Zentrum der christlichen Meta-Erzählung bildet, wie mehrfach erwähnt ganz konkret den „weisen" Vorbedacht auf die Allmacht des Todes, *die wile wir farent allesamt | Von hynnan / jn eyn froemdes landt* (Kap. 43, 17-20). Gerade angesichts einer solcherart prognostizierten Fremdheits-Erfahrung ist die tendenziell wichtigste lebens- (und alterns-) begleitende Position ersichtlich aus Psalm 90,12: „Lehre uns zu bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden". Weil der „Narr" eben genau hierfür inkompetent ist, wird er zur symbolischen Leitfigur für ungeeigneten Umgang mit der Vergänglichkeit (*vanitas*). Im „Narrenschiff" formuliert daher nicht etwa ein „Narr", sondern das Text-Ich des Autors die realistische Taxierung des Todes: *O dott wie starck ist din gewalt | Sydt du hyn nymbst beid jung / vnd alt* (Kap. 85, 35 f.). Wenn diese „weise" Einsicht nicht zustande kommt, endet der symbolische Umlauf des Karriere-Glücksrades konsequenterweise mit dem Absturz selbst des Mächtigsten direkt in die offene Gruft, *wann jm syn zyl / vnd stündlein kam* (Kap. 56, Vorrede; Abb. 7).

Abb. 7: Als „Narr" und „Esel" sterben: Karriere schützt vor „Torheit" nicht.
Themenbild zu Sebastian Brant, Das Narrenschiff, Kap. 56: Von end des gewalttes. Holzschnitt, Albrecht Dürer, 1494 (Lemmer 1986, 135).

Neben dem innovativen „Narrenschiff" greifen vom Spätmittelalter an auch andere neuartige Thematisierungen das alte Motiv des *memento mori* auf. Im religiösen Schauspiel geschieht dies etwa im Rahmen von Mysterienspielen, oder in den Bildmedien durch das Aufkommen von Todes- oder Totentanz-Darstellungen und Sterbeszenen. Eine für unser Thema besonders relevante Neuerung ist die literarische Gattung der sog. *ars moriendi* (Sterbebüchlein). Deren Titulierung als „Kunst" des Sterbens beruht auf dem „weisen" Bewusstsein der Seel-Sorge, dass naturgemäß insbesondere das Sterben so erfolgen müsse, dass es ins ewige Leben überleitet. Eine spezielle Didaktik und Pragmatik sollte deshalb verhindern, dass Sterbende gerade in der entscheidendsten Phase dem teuflisch-„bösen" Einfluss erliegen und das ewige Leben dadurch im letzten Moment verwirken. Das entscheidende Sakrament angesichts des Todes ist die Eucharistie, denn: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am Letzten Tag" (Joh 6,54). Das Begräbnis ist hingegen eine karitative Geste der Hinterbliebenen und steht im Zeichen der theologischen Tugend Hoffnung – Hoffnung der Hinterbliebenen auf Auferstehung und ewiges Leben für den/die Verstorbene/n. Die im Hochmittelalter gefestigte Idee des Fegefeuers förderte nun einerseits bereits im vorhinein gezielte Maßnahmen der persönlichen Jenseitsvorsorge, ermöglichte es andererseits aber den Hinterbliebenen, auch im nachhinein zum Seelenheil von Verstorbenen beizutragen. Der Teufel und die Hölle erlangen in der religiösen Didaktik des Spätmittelalters gesteigerte Medienpräsenz, und zwar als die drastischsten Kürzel für handlungsimmanentes Unterlaufen des Heilsplanes bzw. für schlussendliches Verfehlen des ewigen Lebens. Von da her ist in bildlichen Darstellungen des Jüngsten Gerichts das Umfeld der Verdammten wesentlich dramatischer und spektakulärer gestaltet als das der Seligen.

Isabella Nicka

Warumb malet man in also alt?

Darstellungen alter Menschen auf Bildwerken vor 1500 und ihre Funktion

Sich heute ein Bild von alten Menschen zu machen, stellt keine allzu große Schwierigkeit dar. Bildsuchmaschinen im Internet finden mit Begriffen wie ‚Senioren' oder ‚Altenpflege' in Bruchteilen einer Sekunde mehrere Millionen Einträge und so bietet sich ein breites Spektrum an verschiedenen Gesichtern des Alters: Von der agil-fröhlichen Seniorin, wie sie uns von Werbeplakaten und -sendungen entgegenlächelt bis zum ausgemergelten, zahnlosen Pflegebedürftigen, dessen Bild sich im Kopf allzu schnell mit Schlagworten wie ‚Vergreisung der Gesellschaft' verknüpft. Sich über den Typus der bzw. des Alten im Mittelalter anhand von mittelalterlichen Bildquellen zu informieren, ist schon bedeutend schwieriger. In diesem Beitrag sollen verschiedene Stilmittel und Attribute vorgestellt werden, die mittelalterliche Künstler zur Visualisierung des Alters heranzogen, aber auch der Frage nachgegangen werden, welche Funktionen diesen Darstellungen zukamen.

Der alternde Körper

In der Literatur des Mittelalters wird in Beschreibungen des Alters vor allem auf die Veränderungen eingegangen, die der Körper erfährt. So schreibt Conrad von Megenberg (1309–1374) in seinem „Buch der Natur" (7,23–26): *daz hâr grâwet von der kelten des hirns, wenne / diu nâtürleich hitz sô krank wirt, daz si des hirns kelten / nicht mag gesenftigen, ez sei von alter oder von sorgen oder von unfuor* [Unkeuschheit]. Im Bild wird das Alter von Männern dementsprechend meist durch weißes (bzw. graues) Haar und – mitunter lange – Bärte von ebendieser Farbe indiziert. Darstellungen blasser, runzeliger Haut und eines vom Alter geprägten Gesichts dagegen, können sich in West- und Mitteleuropa erst mit einer Hinwendung zum Realismus im 15. Jahrhundert durchsetzen. Ein Beispiel dafür ist die Gestalt des Hl. Joseph aus der Geburt Christi eines niederösterreichischen Flügelaltars. (Abb. 1). Er kniet etwas abseits von der Muttergottes und dem Jesuskind. Die Halbglatze säumt ein schütterer Kranz strähniger, weißer Haare und auch der ausgedünnte, grauweiße Bart und die in Falten gelegte Stirn zeugen vom hohen Alter Josephs. Seine Altersphysiognomie zeigt tief liegende Augen, von denen das rechte fast durch das erschlafft über den Lidrand hängende Oberlid verdeckt ist. Die lang gezogene ‚Altersnase' (die Naselänge nimmt beim Menschen ab dem 60. Lebensjahr um ca. 0,5mm zu, während sie sich gleichzeitig ca. 3,5mm der Breite nach ausdehnt. Franke 1990, 17) und das hoch liegende Jochbein, das vor allem durch die eingefallene Wangenpartie betont wird, verstärken den Eindruck eines lang gezogenen, greisen Antlitzes. Die überlängten, knochigen Finger die leicht buckelige Haltung und der unter den linken Arm geklemmte Gehstock machen die Erscheinung eines alten Mannes jenseits der 70 perfekt.

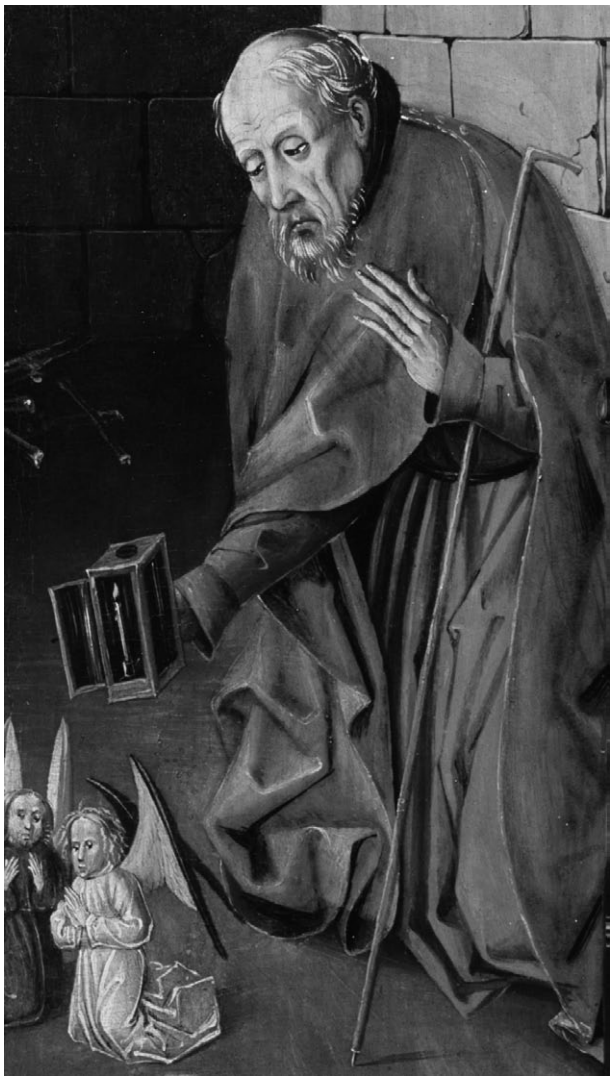


Abb. 1: Geburt Christi, Detail, Tafel eines Flügelaltars, 2. Hälfte 15. Jh., St. Pölten, Diözesanmuseum (Foto: Institut für Realienkunde, Krems).

Realien des Alters

Neben den Altersmerkmalen, die den körperlichen Verfall eines Menschen zeigen, verwendeten Künstler auch bestimmte ‚Akzidenzien' zur Abgrenzung gegen eine jugendliche Erscheinung. Eines der gebräuchlichsten ist im Mittelalter der Stab oder Gehstock. Er ist ein so allgemeines Symbol für das Alter, dass man ihn sogar sprichwörtlich für die Stütze im Alter verwendete: So erwartet der alte König Avenir von seinem Sohn Josaphat: „*dû soldest mînes alters stap* […] *mit liebe an mînem alter sîn*" (Rudolf von Ems (um 1200–um 1254), „Barlaam und Josaphat", v. 8188 und 8190). In den mittelalterlichen Bildquellen tritt uns der alte Mensch (so er nicht ohnehin sitzend oder liegend wiedergegeben ist) demgemäß auf einen etwa hüfthohen, hölzernen Stab (seltener ist es ein schulterhoher Wanderstab) gestützt entgegen. Am oberen Ende ist meist eine waagrechte Handhabe angebracht, wogegen das untere Ende, um einen besseren Halt gewährleisten zu können, zuweilen zugespitzt oder mit einer Metallspitze versehen war (Abb. 1). Personifikationen des Alters hingegen, wie sie zum Beispiel dem französischen „Rosenroman" (13. Jh.) und in dem ihm nachgebildeten Traumgedicht „Pèlerinage de la vie humaine" von Guillaume Deguileville (um 1294–nach 1355) vorkommen, treten sowohl im Sprachbild als auch in den zugehörigen Illuminationen mit Krücken auf (Abb. 2). So spricht das Alter, das gemeinsam mit der verkörperten Krankheit auftritt, zum Pilger: *Die zwoe krucken di eich dragen, / Die soltu von mir haben, / Das du dich dar an solles halden / Und doch dinen stab* [hier Pilgerstab] *auch behalden,* [… Denn es] *ist gut bij dem geistlichen stabe / das man den weltlichen da bij habe.* (Deutsche Übersetzung von Deguilevilles Werk, „Die Pilgerfahrt des träumenden Mönchs" aus dem 14. Jh., v. 13599–13605). Die meist paarig verwendete, brusthohe Krücke kommt in mittelalterlichen Darstellungen vor allem als Attribut der Bettler und Kranken, aber auch als Symbol für das hohe Alter im Zusammenhang mit den Lebensaltern vor. Ihr oberes Ende – ein kurzes hölzernes Querstück – ist unter den Achseln positioniert, während die Hände des Trägers am Schaft greifen.

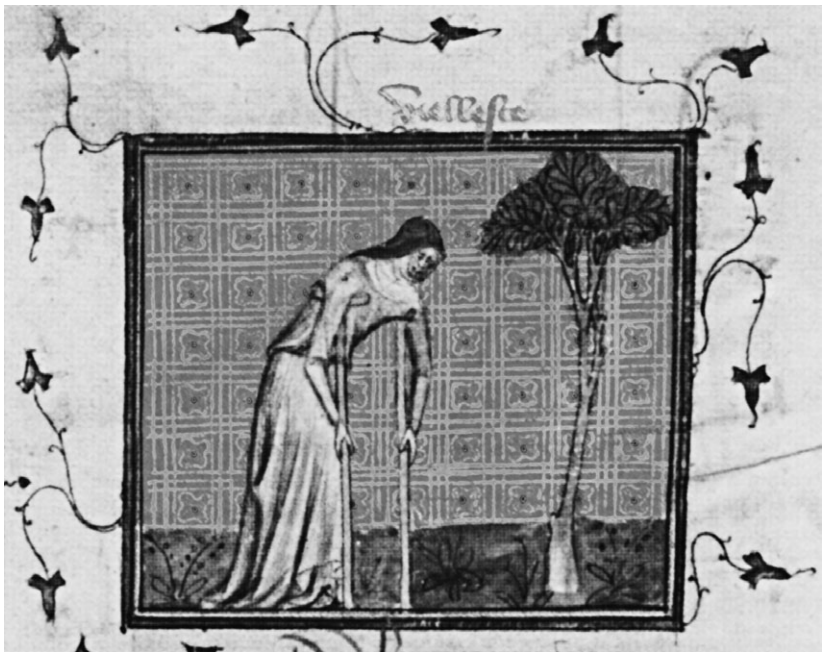


Abb. 2: Personifikation des Alters, Buchillustration aus dem ‚Roman de la Rose', um 1380–1400, National Library of Wales, MS 5013D, fol. 4v.
(A. Blamires [u.a.], The Romance of the Rose Illuminated, Tempe [Ariz.] 2002, Plate 22).

Der sog. Meister mit den Bandrollen verwendet sie als Attribut des 90-Jährigen, in Abgrenzung gegen die Figuren, die auf einen Stock gestützt die 70- und 80-Jährigen repräsentieren (vgl. Abb. 5 auf S. 3). Im Alter sollte neben dem Rückhalt im Kreis der Nachkommen (vgl. das Zitat aus „Barlaam und Josaphat"), verstärkt die Stütze im Glauben gesucht werden. (So ist der bereits genannte Rat des Alters im „Träumenden Mönch" zu verstehen, wonach der Pilger auch den geistlichen Stab – hier freilich übertragen gemeint – behalten solle.) Die intensive Vorbereitung auf den Tod (vgl. dazu den Beitrag von Helmut Hundsbichler) hieß vor allem Gebet und Meditation. Wer es sich leisten konnte, tat dies zurückgezogen in ein Kloster. Ikonographisch findet das bildlichen Widerhall in Altersattributen wie Rosenkränzen und Gebetbüchern (Abb. 3 und 5 auf S. 3). Auch in Darstellungen des Alters auf zwei im Kloster St. Johann bei Zabern erhaltenen Teppichen, die vermutlich nach einem Karton des 15. Jahrhunderts gewirkt worden sind, sind die bereits genannten Altersmerkmale sichtbar. Während auf dem ersten ein Greis die junge Zuhörerschaft warnt: *sehent ir jungen sint seiner wisse ich bin worden gro* [grau] *und grisse*, sieht man denselben im anschließenden Bildfeld gebückt und auf einen Stock gestützt gehen (Abb. 3).

Die Inschrift dazu lautet: *Den stap den mos ich liben han den das beste ros dz ich ie gewan.* Verblüffend ist die Variante auf dem anderen Teppich, wo der Alte statt auf den Stab, auf eine Gehschule gestützt wiedergegeben ist, wie wir sie sonst aus Kindheitsdarstellungen kennen (Abb. 3). Diese Form einer Gehilfe für ältere Menschen ist freilich eher vor dem Hintergrund des didaktischen Anspruchs dieses Teppichs zu sehen und vermutlich nicht realiter zur Anwendung gelangt. Parallelen des Verhaltens in Alter

Abb. 3: Darstellungen des Alters, Bildteppich, Kloster St. Johann bei Zabern, Anf. 16. Jahrhundert, vermutlich nach einem Karton des 15. Jahrhunderts (B. Kurth, Die deutschen Teppiche des Mittelalters. Wien 1926, Bd. I, S. 234 und Bd. II, Tafel 122bc. Zur deutlicheren Erkennbarkeit sind die Protagonisten hervorgehoben).

und Kindheit sind nämlich auch Inhalt des Spruchbands: *sehent ir jungen wer ir sint ich bin worden gar ein toreht* [töricht] *kint*. Ein ‚äußeres' Zeichen des Alters auf mittelalterlichen Kunstwerken ist die Kleidung. Leider stellen Themen wie altersbezogene Kleidungsformen auf Bildzeugnissen und ihr Verhältnis zur tatsächlichen Kleidungspraxis noch immer weitgehend Forschungsdesiderate dar, weshalb dieser Bereich hier nur grob umrissen werden kann: Grundsätzlich stehen innerhalb der Ikonographie der Lebensalter die Alterstufen bis zur Lebensmitte mit ihren eng anliegenden, modischen Gewändern im Gegensatz zu den betagteren Figuren, die in weite, wärmende und nicht der zeitspezifischen Mode zuordenbare Kleidung gehüllt sind (Zander-Seidel 2000, 278f.). Pelzverbrämte Mäntel und warme Kopfbedeckungen sind innerhalb dieser Bildzeugnisse auffallend. Der Vergleich mit der Alterskleidung von Handlungsträgern innerhalb eines thematischen Kontexts abseits der Lebensalter zeigt Übereinstimmungen und Unterschiede. Alte Männer mit warmen Kopfbedeckungen, wie gefütterte Hüte, Hauben oder Kapuzen sind in der mittelalterlichen Kunst durchgehend präsent. Die Haube – realiter sogar Bestandteil der männlichen Totenkleidung – wird auch in einer Predigt Geiler von Kaysersbergs (1445–1510) als Altersattribut ausgewiesen: *Die huben tragen auch etwan die alten her, de gantz graw seind oder sunst kal un wenig har haben* (zit. nach Zander-Seidel 2000, 284). In dem schon genannten Teppich aus St. Johann (Abb. 3) wird dem alten Protagonisten der warme Hut von einem der Jungen gereicht. Schauben (seit dem 15. Jh. nachweisbare, weite Mäntel, die vorne offen und meist gefüttert waren) sind für das 16. Jahrhundert sowohl für den alten Mann als auch für die alte Frau belegt (Abb. 1 und 2 auf S. 2). Im 15. Jahrhundert sind sie jedoch als Amtskleidung oder im Kreise der gehobeneren Schichten gebräuchlich. Insofern finden sich pelzbesetzte oder warm gefütterte Schauben bis zum frühen 16. Jahrhundert eher in der Herrscher- und Richterikonographie, denn als Zeichen des Alters. Anhand einer Studie zu den Hofschneiderrechnungen René d'Anjous lässt sich jedenfalls zeigen, dass der Herzog im Alter weder einen erhöhten Bedarf an Mänteln und warmen Übergewändern gehabt hatte, noch konnte ein gesteigerter Pelzverbrauch festgestellt werden (Zander-Seidel 2000, 281). Es bleibt zu hoffen, dass eine intensivere Auseinandersetzung mit Quellen wie Rechnungsbüchern und Nachlassinventaren auch in Bezug auf die Alterskleidung zu erhellenden Ergebnissen führen wird.

Eine der heute gebräulichsten Altersrealien – die Brille bzw. die Augengläser – wurde zwar schon Ende des Hochmittelalters erstmals erwähnt, als Erkennungsmerkmal alter Menschen auf Bildzeugnissen ist sie freilich relativ zu beurteilen.

Abb. 4: Hl. Petrus, Tafel eines Flügelaltars, Detail, Friedrich Herlin, 1466, Rothenburg, St. Jakob. (Foto: Institut für Realienkunde, Krems).

Diese Sehhilfen werden nämlich auf den Darstellungen, die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts auftauchen, im Zusammenhang mit der Lesefertigkeit des Trägers und somit als Attribute der Gelehrten, Schreiber oder der gehobeneren Klerikerschicht verwendet. Erst mit der zunehmenden Verbreitung der Brille ab dem 16. Jahrhundert tritt sie auch im Zusammenhang mit der Darstellung alter Menschen auf (Abb. 4, siehe auch Abb. 3 auf S. 3: Bei dem kleinen Behältnis, das neben der Börse vom Gürtel der 70-Jährigen links baumelt, dürfte es sich um ein Brillenetui handeln).

Funktionen der Altersdarstellung

Um sich ein Bild vom alten Menschen auf mittelalterlichen Kunstwerken machen zu können, ist es auch notwendig, zu fragen warum und in welchem Zusammenhang greise Figuren Verbildlichung fanden.

‚Asexuelles' Alter?

Eine Figur, deren altes Erscheinungsbild bis heute bekannt ist, ist die des Hl. Joseph (Abb. 1). Seit der Mitte des 2. Jahrhunderts ließen apokryphe Texte das Bild des 80-jährigen Witwers und Zimmermanns entstehen, dem die Hl. Maria im Alter von 12 Jahren in Obhut gegeben worden war. „Ich habe (schon) Söhne und bin alt, sie aber ist ein junges Mädchen. Ich fürchte, ich werde zum Gelächter der Söhne Israels", antwortete Joseph im Protoevangelium des Jakobus (9,2) dem Tempelpriester. Diese Konstellation der jungen Maria und ihrem fast 70 Jahre älteren Gemahl wurde herangezogen, um das Mysterium der Jungfrauengeburt durch die äußeren Umstände zu untermauern. So begründet der französische Theologe Jean Gerson (1363–1429) mit den Worten *Sicut dicit Sapiens quod aetas senectutis vita immaculata* (Wie der Weise sagt, ist das Greisenalter das unbefleckte Leben), warum der Hl. Joseph als greiser Mann gemalt wird. Diese seit dem 5. Jahrhundert bestehende Bildtradition änderte sich erst mit der Aufwertung der Gestalt des Hl. Joseph im 14. Jahrhundert. Er wurde nun zum aktiven Handlungsträger in seiner Rolle als Nährvater und Diener im Heilsgeschehen stilisiert und somit auch Vorbild für franziskanische Meditationen über die Geburt Christi. Im theoretischen wie im visuellen Bereich eine nahezu lächerliche Alters-Figur zu propagieren war somit freilich problematisch. So bemerkte Jean Gerson, dass ein vom Greisenalter gebrechlich und schwach gewordener Mann (*homo senio confractus et impotens*) Maria vor allem auf der Flucht nach Ägypten mehr zur Last gefallen wäre, als ihr zu dienen. Aus dieser Idee heraus entwickelt sich in der Josephsikonographie dann ab der Mitte des 15. Jahrhunderts ein jugendlicher Figurentypus, der zuweilen sogar bartlos, jedenfalls aber nicht weiß- oder grauhaarig auftritt. Die Frage, die ich als Überschrift für diesen Artikel gewählt habe, entstammt einer der Schlussbemerkung Geiler von Kaysersbergs Predigt über den Hl. Joseph: *Warumb malet man in also alt, so weit vnd breit, so er doch iung ist gewesen?* Hier geht es nicht um die ‚Richtigstellung' einer historischen Biographie, sondern um eine Adaption vor dem Hintergrund zeitgenössisch virulenter Gesellschaftsproblematiken, wie ‚ungleichen' Ehen (mit großem Altersunterschied der Partner) oder ‚lüsternen' Alten (Signori 1995, 194). Im religiösen Bereich sollte damit betont werden, dass der feststehende Glaubensatz von der Jungfrauengeburt keiner Untermauerung mehr bedurfte und zugleich wurde mit dem jugendlichen Joseph

ein Vorbild des idealen Priesters gefunden, der Maria dient.

Alter als Möglichkeit zur Identifikation

Alterscharakteristika können auch physiognomische Erkennungszeichen einzelner (Heiligen)Figuren sein. Vom 4. Jahrhundert an wird der Hl. Petrus beispielsweise stets mit grauer oder weißer meist lockiger, kurzer Haartracht, sowie Tonsur und kurzem Bart dargestellt und ist dank dieser gleich bleibenden Ikonographie im szenischen Zusammenhang leicht erkennbar. (Abb. 4) Viel seltener als dies beim Hl. Joseph der Fall ist, sind Darstellungen, die den Hl. Petrus davon abweichend als jugendlichen Mann zeigen. Hierbei dürfte es sich allerdings um den Versuch handeln, eine Identifikationsfigur für junge Benediktiner oder Kleriker im Allgemeinen anzubieten. Epiphanius von Salamis (um 315–403) beschwerte sich in einem Brief an den Kaiser Theodosius, es ginge nicht an, dass Künstler die Heiligen je nach ihren Launen alt oder jung darstellen. Diese Aussage ist allerdings vor dem Hintergrund seiner Polemik gegen die Bilderverehrung zu sehen. Sie zeigt dennoch, dass man sich mit der Problematik auseinandersetzte, wann Charakteristika wie Alter bei der Darstellung von Heiligen und Personen der Heilsgeschichte einzusetzen waren.

Hohes Alter findet sich auch bei all jenen Figuren, deren (biblische) Geschichte bereits eine greise Erscheinung vorsieht. Als ein Beispiel möchte die Figur des Simeon herausgreifen, der gemäß dem Lukasevangelium (Lk 2,25–32) erst dann sterben würde, wenn er denn Messias gesehen hat. Seine nahezu feststehende Bezeichnung *alt Symeon* oder *Symeon der Alte* in mittelhochdeutschen Predigtsammlungen entspricht auch der Darstellung auf mittelalterlichen Kunstwerken: Durch seine Charakterisierung als greiser, zuweilen gebückt stehender Mann mit weißem Haar und Bart, dessen Gesicht vom Alter gezeichnet ist, kann man ihn auf Darbringungen Jesu leicht ausmachen.

Alter als Abschnitt im Lebenslauf

Eine Gruppe, die auf mittelalterlichen Bildzeugnissen oft alt dargestellt wird, ist jene der kirchlichen Würdenträger. Tatsächlich lässt sich für die Päpste zwischen 1200 und 1400 ein Durchschnittsalter von 65 errechnen, wogegen die römisch-deutschen Kaiser jener Zeit nur ein Alter von 47,3 Jahre im Mittel erreichten (Hergemöller 2006, 37f.). Dieser Unterschied ist sozusagen ‚karrierebedingt', nachdem der

Abb. 5: Bischofsweihe des Hl. Ulrich (links) und Zwei Engel erscheinen dem Hl. Ulrich (rechts), Tafelbilder, Details, um 1480, Kaufbeuren, Filialkirche St. Blasius (Foto: Institut für Realienkunde, Krems).

Amtsantritt der Kirchenoberhäupter (wie auch von Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten, Äbtissinnen u.s.f.) sehr spät erfolgte – nicht selten waren diese zwischen 40 und 60, in Einzelfällen sogar über 80 Jahre alt. Die vielen erhaltenen Darstellungen von hochbetagten kirchlichen Würdenträgern sind folglich als Abbild der realen Verhältnisse dieser geistlichen Standeszugehörigen zu sehen. Während die Lebensalterdarstellungen schematisiert die Phasen eines Menschenlebens zeigen, bieten Viten einzelner Heiliger Gelegenheit, verschiedene Altersstufen einer spezifischen (wenngleich sicher idealisierten) Person auf Bildern studieren zu können. Ein Zyklus des Hl. Ulrich von Augsburg (um 890–973), der heute in Kaufbeuren aufbewahrt wird (Abb. 5), zeichnet in 10 Bildfeldern die Stationen des Heiligen nach: Von seiner Ausbildung im St. Gallener Kloster, die er mit etwa 10 Jahren begann, über seine (verhältnismäßig frühe) Bischofsweihe mit 30, bis hin zu seinem Tod im Alter von über 80 Jahren.

Vergleicht man die Szene, die den Amtsantritt zeigt, mit jener auf welcher Ulrich ein Jahr vor seinem Tod wiedergegeben ist, wurde derselbe künstlerische ‚Bausatz' für ein Altersantlitz bemüht, wie wir es beim Hl. Joseph erkennen konnten: Während im linken Bild der junge Ulrich mit dichtem, gelocktem braunen Haar, einem kräftig rosafarbenen Gesicht und vollen Wangen wiedergegeben ist, zeigt das rechte Bild den greisen Ulrich: Die Haut ist fahl, beinahe gräulich, und die Stirn in tiefe Falten gelegt. Das deutlich erkennbare Jochbein, die eingefallene Wange, die tief liegenden, verschatteten Augen und das graue, strähnige Haar verstärken den Eindruck eines altersschwachen Bischofs. Das rechte Detail ist bezeichnenderweise einer Szene aus der Legende des Hl. Ulrich entnommen, die sich knapp zwei Wochen vor seinem Tod abspielte. Von schwerer Krankheit geschwächt, hatte Ulrich schon ein Jahr zuvor um eine vorzeitige Entlassung aus dem Amt gebeten, was die Synode von Ingelheim nicht gewährte. Zwei Engel erscheinen Ulrich im Traum und forderten ihn auf noch einmal die Hl. Messe zu lesen, was er am nächsten Tag – zum letzten Mal in seinem Leben – mit Gottes Hilfe zu tun vermochte. Alter und Schwäche des Hl. Ulrich werden also auch innerhalb seiner Legende (sowie in der Bildtradition) nicht ausgeklammert und marginalisiert.

Bis zum Tod im Berufsleben stehen zu müssen, ist im Mittelalter aber nicht nur für hochgestellte Persönlichkeiten Realität, sondern auch Handwerker und andere Lohnabhängige konnten in Ermangelung eines ‚Pensionssystems' die Aussetzung der Erwerbsarbeit nicht in Betracht ziehen. Dies belegen auch bildliche Quellen, wie die eines Schmieds auf einer Südtiroler Wandmalerei (Abb. 6). Mit weißem Haar und Bart eindeutig als alt ausgewiesen, geht er, mit dem Hammer in der einen Hand und mit der anderen den Blasebalg betätigend, seiner Arbeit nach.

Abb. 6: Alter Schmied bei der Arbeit, Fresko, Detail, um 1405/10, Adlerturm des Castello Buonconsiglio, Trient. Der seine Arbeit verrichtende alte Schmied ist Teil des Monatsbildes Februar. (Foto: Institut für Realienkunde, Krems).

Differenzierung durch Alter

Eine Herausforderung für Künstler bzw. Auftraggeber war die Darstellung der Trinität. Die bildliche Umsetzung der Einheit bei gleichzeitiger Verschiedenheit der drei göttlichen Personen wurde erst ab dem Mittelalter versucht und gestaltete sich denkbar schwierig. Neben symbolischen Ausformungen (Dreieck, drei konzentrische oder ineinander geschlungene Kreise) gibt es auch Darstellungen der Hl. Dreifaltigkeit in Menschengestalt. Die Einheit der Dreiheit wurde dabei entweder durch zwei- oder dreiköpfige Personifikationen (die schon im 14. Jh. ambivalent gesehen wurden) verbildlicht, oder aber Gottvater, Christus (zuweilen auch der Hl. Geist) repräsentieren als zwei bzw. drei nahezu identische Männer mittleren oder seltener greisen Alters die Trinität. Es gab aber auch die Variante, Gottvater, den ‚Alten der Tage', den Anfang und Ursprung alles Seienden, durch seine greise Erscheinung gegen einen etwa 30-jährigen Sohn abzusetzen. Oft eingesetzt wurde diese Ikonographie unter anderem bei der sog. trinitarischen Marienkrönung.

Das Detail einer Augsburger Tafel (Abb. 7) zeigt alle drei Figurentypen des einen Gottes, wobei die Einheit anhand der durchgängigen Verwendung des Kreuznimbus betont wird. Die Differenzierung zwischen den beiden männlichen Gestalten aber funktioniert durch die Angabe ihres

Abb. 7: Krönung Mariens, sog. Vetterepitaph, Detail, Hans Holbein d. Ä., 1495, Augsburg, Staatsgalerie im Schaezlerpalais, Inv. Nr.: 4669. (Foto: Institut für Realienkunde, Krems).

unterschiedlichen Alters und damit ihres Vater-Sohn-Verhältnisses. Auf den ersten Blick erkennbar ist, was sich schon im sprachlichen Bild eines Konrad von Würzburg (um 1225–1287) findet, wo es heißt *Almehtec schepfer,* […] *du bist ein brûner jungelinc und ein altherre grîse* [hier im Sinn von ‚grau' zu lesen] („Lieder und Sprüche", 32, 16f.). Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass das Alter Gottvaters in diesem Epitaph neben den augenfälligen Mitteln wie grauer Haar- und Barttracht sehr subtil umgesetzt ist. Zur älteren Erscheinung des Gesichtes tragen hier nicht etwa die Einzeichnung von Falten bei, sondern sie wird durch eine stärkere Modellierung, durch Schattierungen unter den Augen, rund um die Nasenflügel und zwischen Nasenrücken und Wangenpartie evoziert. (Vergleichbar ist der Vorgang, wie er heute – meist jedoch mit dem umgekehrten Ziel – bei Retouchen von digitalen Photos eingesetzt wird.)

Warum von alten Frauen bisher nur am Rande die Rede war, erklärt sich daraus, dass sie in der mittel- und westeuropäischen Kunst vor 1400 kaum als solche charakterisiert werden. Eindeutige Indikatoren des Greisenalters, wie die graue oder weiße Haartracht (und freilich die Barttracht) wurden so kaum visuell transportiert. Eine der wenigen Ausnahmen bildet die Darstellung der Hl. Pelagia, die nach einem ausschweifenden Leben als Schauspielerin und Tänzerin durch die Predigt Bischof Nonnus 453 bekehrt wurde. In Männerkleidung lebte sie sodann als Pelagius bis zu ihrem Tod als büßender Einsiedler; ihr wahres Geschlecht wurde erst bei ihrem Begräbnis entdeckt. Dies dürfte Künstlern die Möglichkeit geboten haben, sie mit grauem kurzen Haar darzustellen. Fehlende visuelle Belege für ergrautes Haar in der nordischen Kunst, sind freilich auch vor dem Hintergrund zu sehen, dass Frauen – wie es schon im Heidelberger Sachsenspiegel festgelegt war – ab dem Zeitpunkt ihrer Verheiratung einen *Schleier* oder eine *Haube* tragen mussten. Darunter wurde oft noch eine *Rîse*, eine Art Kopftuch dünneren Stoffes, drapiert, die Wangen, Hals und Kinn verdecken konnte. Eine andere seit dem 12. Jahrhundert bestehende, aus dem Schleier entwickelte Form ist das *Gebende*, eine meist weiße Binde, die um Oberkopf, Ohren und Kinn gewickelt wurde. Je nach Trageart war dann mitunter kaum noch etwas vom Gesicht der Trägerin zu sehen: *ir gebende was hôch unde blanc, / mit manegem dicken ummevanc* [Umfang] / *was ir antlitze verdecket / und niht ze sehene enblecket* [sichtbar macht] (Parzival, Abs. 788, 27–30). Frauen, die sich auf Gehhilfen stützen, kommen – mit Ausnahme der personifizierten Alten – auf bildlichen Darstellungen ebenso wenig vor. Der Frage, wie nun aber junge und alte Frauen visuell differenziert werden konnten, möchte ich anhand der Heimsuchung Mariens

kurz nachgehen: Die Begegnung der Jungfrau Maria und der Hl. Elisabeth, die trotz ihres hohen Alters (Lk 1,7 und 1,18) noch ein Kind empfangen hatte, wird nämlich bis ins frühe 14. Jahrhundert oft als das Aufeinandertreffen zweier sehr ähnlich – mitunter nahezu zwillingshaft – dargestellten Frauen inszeniert. Es finden sich Beispiele innerhalb der Buchmalerei, wo beide Protagonistinnen sogar jugendlich, mit offenem, blondem Haar, das nur teilweise vom Kopfschleier bedeckt wird, wiedergeben sind. Neben der – allerdings auch innerhalb mancher Zyklen nicht stringent durchgehaltenen – unterschiedlichen Farbe ihrer Kleidung, werden sie nicht durch ihr Alter gegeneinander abgesetzt. In manchen Fällen erfolgt die Differenzierung daher über die ‚Assistenzfiguren' Zacharias und/oder Joseph. Beide sind dann als alte Männer dargestellt, wobei Joseph gemäß der bereits genannten Tradition meist als greises, bärtiges ‚Männlein' auf seinen Stock gestützt dargestellt wird. Anhand dieser ikonographischen Variante wird deutlich, dass die Altersdarstellung des/r männlichen Figur/en unproblematisch neben dem – entgegen der Bibelstelle – jugendlichen Typus einer Elisabeth stehen kann.

Abb. 8: Heimsuchung Mariens, Detail, Buchmalerei, Badische Landesbibliothek Karlsruhe, um 1318/48, MS U H 1 (sog. Wonnenthaler Graduale), fol. 176v.
(P. Dinzelbacher, Himmel, Hölle, Heilige. Visionen und Kunst im Mittelalter, Darmstadt 2002, S. 119). Eine Darstellung von zwei jugendlichen und kaum unterschiedbaren Protagonistinnen, flankiert durch die greisen Männer Joseph und Zacharias, findet sich z. B. in einer Bibelillustration des 15. Jhs. (Musée Condé, Chantilly, Ms. 35, fol. 19r).

Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind bei dem Bildthema Heimsuchung Tendenzen erkennbar, die beiden Frauen durch eine unterschiedliche Gewandung identifizierbar zu machen. Eine Bildinitiale des sog. Wonnenthaler Graduale zeigt Maria Elisabeth umarmend (Abb. 8). Wieder sind beide mit blonder Haartracht wiedergegeben, aber es handelt sich nicht mehr um eine fast spiegelbildliche Darstellung. Neben den beiden vor ihren Körpern gemalten, noch ungeborenen Kindern (links ist das Jesuskind mit Kreuznimbus und Segensgestus zu erkennen, während rechts der Hl. Johannes betend zu sehen ist) zeichnet sich Elisabeth bei genauerem Hinsehen auch durch die mithilfe zarter Lavierungen angedeuteten Gesichtsfalten und die Kopfbedeckung aus. Der von ihr getragene *Kruseler* (eine Kopfbedeckung, die sich durch ihre gekräuselte Kante auszeichnet und seit dem frühen 14. Jh. nachgewiesen werden kann) und die *Rîse* lassen nur noch das Gesichtsfeld erkennen. Diese Tendenz, Elisabeths Haare, Kinn und Wangen mit einem weißen, kurzen Kopfschleier mit darunter getragener Rîse, einem Gebende oder einer (Schleier-, Wulst-, Bänder-) Haube zu bedecken, wird in der Bildtradition des Spätmittelalters nahezu verbindlich. Die Kopfbedeckungen, wie überhaupt Elisabeths Gewandung können dabei durchaus an die zeitgenössische Mode angelehnt sein (Abb. 9). Börse, Schlüsselbund und/oder ein Bestecketui sieht man oft an ihrem Gürtel hängen, was sie als (reife) Vorständin eines Haushalts auszeichnet. Die Gottesmutter dagegen (obwohl faktisch auch verheiratet) ist vielmehr als Jungfrau charakterisiert. Bei ihrer meist zeitlosen Kleidung dominieren körperferne Röcke und Heuken; ihr offen getragenes Haar ist nur selten gänzlich durch einen weißen Schleier verhüllt.

Ob eine bestimmte Art von Kopfbedeckungen dem mittelalterlichen Betrachter unmissverständlich das Alter einer Frau signalisierte, müsste noch weiter untersucht werden. Jedenfalls besteht die dargestellte Bildtradition auch dort noch fort, wo Elisabeth ab der Mitte des 15. Jahrhunderts durch körperliche Altersmerkmale wie Falten, tief liegende Augen und blasse Haut noch eindeutiger als betagt stilisiert wurde. Eine Augsburger Chronik aus dem Jahr 1518 zeigt, dass bei der Einladung zu einem Geschlechtertanz für *welliche frau* [die] *aber 50 jar alt wer* eine Sonderregelung bestand, die es dieser Altersklasse erlaubte,

eine unzeitgemäße Kopfbedeckung zu tragen (zit. nach Zander-Seidel 2000, 286). Dieses Kleidungsstück verwies somit – zumindest im Rahmen dieser Festlichkeit – eindeutig auf das Alter der Frau.

Mit diesen wenigen Beispielen hoffe ich gezeigt zu haben, welche Möglichkeiten es für den mittelalterlichen Künstler gab, Alter zu indizieren. Die unterschiedliche Funktion, die Altersdarstellungen im Mittelalter übernehmen, lassen Raum für Untersuchungen einer Wertigkeit des Alters, mahnen aber auch zur Vorsicht, denn in jedem Fall dürfen Kontext und Intention des jeweiligen Bildes nicht außer Acht gelassen werden.

Abb. 9: Heimsuchung Mariens, Tafel eines Flügelaltars, um 1480–1500, Evangelische Kirche, Biertan (Rumänien). Die Differenzierung der beiden Frauen Elisabeth und Maria erfolgt in dem sich am Wiener Schottenaltar orientierenden Werk vor allem über Kleidung und Kopfbedeckung. (Foto: Institut für Realienkunde, Krems).

Sammelbibliographie

A. ANGENENDT, Grundformen der Frömmigkeit im Mittelalter. 2. Aufl. München 2004.

P. BORSCHEID, Geschichte des Alters. Vom Spätmittelalter zum 18. Jahrhundert. Münster 1987.

N. BULST – K.-H. SPIESS, Sozialgeschichte mittelalterlicher Hospitäler Mittelalter (Vorträge und Forschungen LXV). Ostfildern 2007, 37–76.

A. CLASSEN (Hg.), Old Age in the Middle Ages and the Renaissance. Interdisciplinary Approaches to a Neglected Topic. Berlin-New York 2007.

P. DINZELBACHER, Sterben/Tod. Mittelalter, in: DERS. (Hg.), Europäische Mentalitätsgeschichte. Stuttgart 1993, 244–260.

P. DINZELBACHER, Religiosität und Mentalität des Mittelalters. Klagenfurt-Wien 2003.

G. DROSSBACH (Hg.), Hospitäler in Mittelalter und Früher Neuzeit. Frankreich, Deutschland und Italien. Eine vergleichende Geschichte. München 2007.

G. FOUQUET, Zwölf-Brüder-Häuser und die Vorstellung vom verdienten Ruhestand im Spätmittelalter, in: N. BULST – K.-H. SPIESS, Sozialgeschichte mittelalterlicher Hospitäler Mittelalter (Vorträge und Forschungen LXV). Ostfildern 2007, 37–76.

H. FRANKE, Das Altersantlitz. Medizinische, kosmetische, psychologische und kunsthistorische Aspekte. Stuttgart-New York 1990.

Chr. GRÖSSINGER, Humour and Folly in Secular and Profane Prints of Northern Europe, 1430–1540. London-Turnhout 2002.

B.-U. HERGEMÖLLER, Die Kindlein spotten meiner schier. Quellen und Reflexionen zu den Alten und zum Vergreisungsprozeß im Mittelalter. Hamburg 2006.

M. ILLI, Die Constaffel. Von Bürgermeister Rudolf Brun bis ins 20. Jahrhundert. Zürich 2003.

D. JETTER, Das europäische Hospital. Von der Spätantike bis 1800. Köln 1986.

P. JEZLER, Jenseitsmodelle und Jenseitsvorsorge – eine Einführung, in: DERS. (Hg.), Himmel Hölle Fegefeuer. Das Jenseits im Mittelalter. Ausstellungskatalog, Zürich 1994, 13–26.

P. JOERISSEN (Hg.), Die Lebenstreppe. Bilder der menschlichen Lebensalter. Ausst.-Kat. (Schriften des Rheinischen Museumsamtes 23). Bonn 1983.

TH. JUST – H. WEIGL, Spitäler im südöstlichen Deutschland und in den österreichischen Ländern im Mittelalter, in: M. SCHEUTZ u. a. (Hg.), Europäisches Spitalwesen. Institutionelle Fürsorge in Mittelalter und Früher Neuzeit (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Ergänzungsband 51). München 2008, 149–184.

M. LEMMER (Hg.), Sebastian Brant, Das Narrenschiff. 3. Aufl. Tübingen 1986.

R. LENZ, De mortuis nil nisi bene? Leichenpredigten als multidisziplinäre Quelle unter besonderer Berücksichtigung der Historischen Familienforschung, der Bildungsgeschichte und der Literaturgeschichte (Marburger Personalschriften-Forschungen 10). Sigmaringen 1990.

M. MATHEUS (Hg.), Funktions- und Strukturwandel spätmittelalterlicher Spitäler im europäischen Vergleich (Geschichtliche Landeskunde 56). Stuttgart 2005.

W. MEZGER, Narrenidee und Fastnachtsbrauch. Studien zum Fortleben des Mittelalters in der europäischen Festkultur (Konstanzer Bibliothek 15). Konstanz 1991.

K. MOXEY, Peasants, Warriors, and Wives: Popular Imagery in the Reformation. Chicago 1989.

B. POHL-RESL, Rechnen mit der Ewigkeit. Das Wiener Bürgerspital im Mittelalter (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Ergänzungsband 33). Wien 1996.

T. M. RICHARDSON, To See Yourself Within It: Pieter Bruegel the Elder's Festival of Fools, in: R. FALKENBURG u.a. (Hg.), Image and Imagination of the Religious Self in Late Medieval and Early Modern Europe (Proteus 1). Turnhout 2007, 277–305.

J. C. RUSSELL, Die Bevölkerung Europas 500–1500, in: C. M. CIPOLLA – K. BORCHARDT (Hg.), Bevölkerungsgeschichte Europas. München 1971, 9–57.

M. SCHEUTZ u. a. (Hg.), Europäisches Spitalwesen. Institutionelle Fürsorge in Mittelalter und Früher Neuzeit (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Ergänzungsband 51). München 2008.

Sh. SHAHAR, Growing Old in the Middle Ages. ‚Winter Clothes us in Shadow and Pain'. London 1997.

G. SIGNORI, Die verlorene Ehre des heiligen Joseph, in: K. SCHREINER (Hg. u. a). Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Köln-Weimar-Wien 1995, 183–213.

G. SIGNORI, Vorsorgen – Vererben – Erinnern. Kinder- und familienlose Erblasser in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 160). Göttingen 2001.

G. SIGNORI, Alter und Armut im späten Mittelalter. Überlegungen zu den lebenszyklischen Dimensionen von sozialem Abstieg und den formellen und informellen „Strategien" der Überwindung, in: O. G. OEXLE (Hg.), Armut im Mittelalter (Vorträge und Forschungen LVIII). Ostfildern 2004, 213–258.

G. STADLER, Das Bürgerspital St. Blasius zu Salzburg. Salzburg 1985.

P. THANE (Hg.), Das Alter. Eine Kulturgeschichte. Darmstadt 2005.

E. VAVRA (Hg.), Alterskulturen des Mittelalters und der frühen Neuzeit (Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit 21). Wien 2008.

M. WELTI, Das Altern im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 37 (1987), 1–32.

N. WICKI, Art. Leben, ewiges, in: Lexikon des Mittelalters 5. München-Zürich 1991, Sp. 1780–1781.

J. VAN DER STOCK (Hg.), Stadtbilder in Flandern. Spuren bürgerlicher Kultur 1477–1787. Brüssel 1991.

J. ZANDER-SEIDEL, „… er sei danne fünftzick iar alt oder dar uber." Zur Kleidung des Alters im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, in: F. M. KAMMEL (Hg.), Begegnungen mit alten Meistern. Altdeutsche Tafelmalerei auf dem Prüfstand. Nürnberg 2000, 277–288.

Beiträge zur Fachdidaktik 4/2008

Reinhard Krammer
Christoph Kühberger

Mit Bildern im Geschichtsunterricht arbeiten –

Grundlagen aus geschichtsdidaktischer Perspektive

Bilder als historische Quellen lesen

Es ist eine werbetechnische Binsenweisheit, dass – legt man es darauf an, die Aufmerksamkeit einer breiteren Öffentlichkeit auf ein Problem, einen Missstand oder die Notwendigkeit einer Veränderung zu richten – man heute in aller Regel nur dann Erfolg haben wird, wenn der Absicht Materialien unterlegt werden können, die den Sachverhalt eindrucksvoll „in's Bild rücken". Verbal vermittelte Botschaften rufen zumeist weit weniger Interesse, Zustimmung und Ablehnung hervor, entfachen nicht derartige Empörung oder Begeisterung, wie Bilder es vermögen. Auch die Werbung bedient sich der Bilder, um Aufmerksamkeit für bestimmte Produkte zu erzeugen, wobei es unwesentlich ist, ob die Bilder negative oder positive Assoziationen auszulösen versprechen.

Bilder sind unverzichtbarer Teil politisch-kommunikativer Strategien geworden, Wahlkämpfe werden im Bild ausgetragen und die Informationen und Emotionen, die Bilder transportieren, scheinen die Spitzenkandidaten wahlwerbender Parteien verlässlicher an den Wähler zu bringen als jedes schriftliche Manifest. In Erinnerung sind noch die Auseinandersetzungen um die Absicht des amerikanischen Präsidentschaftskandidaten Obama, seine Rede anlässlich seines Deutschlandbesuches symbolträchtig und werbewirksam in Berlin vor dem Brandenburgertor zu halten. Das Bild entfaltet also unter bestimmten Umständen Suggestionskräfte, an denen es Schrift- und Wortmedien eher zu mangeln pflegt. Diese Bilder werden in den Köpfen zu der Anschauung, die viele Menschen von bestimmten – auch historischen – Ereignissen und Sachverhalten haben. Bilder setzen sich in den Köpfen fest und treten an die Stelle des originären Ereignisses.

Es ist gerade die immer wieder beklagte medienvermittelte Bilderflut, der Jugendliche heute ausgesetzt sind, die Lehrende darauf verpflichtet, Jugendlichen geeignete Instru-

Abb. 1: Analyse historischer Bilder auf basalem Niveau nach E. Panovsky

Aspekt der Bildarbeit	Inhaltliche Ausrichtung der Arbeitsphase
Beschreibung	Vollständiges visuelles Erfassen des Dargestellten durch Beschreibung der Details (eventuell nach Betrachten des Bildes aus dem Gedächtnis). Benennen der dargestellten Objekte, Personen etc., auffinden und Dechiffrieren der im Bild vorfindbaren Symbole und Zeichen, Aufschlüsselung der Bildstruktur (Aufbau und Gliederung, Personenkonstellation, Farbgestaltung). (Sammeln der Reaktion und der Meinung der SchülerInnen: Welchen Eindruck haben sie von dem Bild gewonnen? In welchem Zusammenhang steht das Bild mit dem geschichtlichen Thema?)
Historische Analyse	Klärung der Fragen: Was wird dargestellt und wie wird es dargestellt? (Welcher historische Vorgang oder Sachverhalt wird durch welche Symbole, Zeichen, Farben usw. dargestellt? Erarbeiten des historischen Kontextes, Klären der Frage nach dem (vermuteten) Auftraggeber, dem Autor (dem Künstler, Zeichner Fotograf etc.) und den angesprochenen Adressaten. Beantworten der Frage nach der Bildaussage.
Deutung und Bewertung (Interpretation)	Beurteilung der Relevanz des Bildes in seiner Zeit und darüber hinaus, Beurteilung und Bewertung seiner Aussage aus heutigem historischen Wissen heraus. Feststellen der Absichten des Autors (Künstlers, Auftraggebers). Abschätzen der Wirkung, die das Bild auf Zeitgenossen haben konnte.

mentarien in die Hand zu geben, um ihnen einen bewussteren und kritischen Umgang mit Bildern zu ermöglichen.

Gerade Schüler und Schülerinnen sehen gewöhnlich kaum eine Veranlassung, sich mit den Botschaften der Bilder intensiv und kritisch auseinanderzusetzen. Da eine genauere Befassung mit Bildern in der Lebenswelt der SchülerInnen eher die Ausnahme zu sein pflegt, überwiegen konventionelle und oberflächliche Deutungsmuster. Das (historische) Bild wird denn auch weit eher als zutreffende Nachricht von vergangenem Geschehen betrachtet als dass seine Perspektivität, sein vielleicht agitatorischer Charakter und seine parteiliche Kommunikationsabsicht in Rechnung gestellt werden würde.

Die historische Methode verlangt, Quellen – eben auch die bildlichen – nach den Absichten und Interessen des Auftraggebers zu befragen, sie bezieht den Autor, seine Involvierung in das Dargestellte oder sein erkenntnisleitendes Interesse am Geschehen in die Erwägungen mit ein und fragt nach der gewollten und der tatsächlichen Wirkung auf die Rezipienten.

Bei mäßiger oder fehlender Erfahrung der SchülerInnen im bewusstkritischen Umgang mit Bildern im Geschichtsunterricht wird zunächst auf elementare Formen der Analyse zurückgegriffen werden. Die aus der Kunstgeschichte bekannte Methode von Erwin Panovsky kann hier als Ausgangspunkt einer methodisch kontrollierten Bilderschließung dienen.

Bilder zur Rekonstruktion der Vergangenheit nützen

Die Zeit, da den SchülerInnen im Geschichtsunterricht ausschließlich fertige geschichtliche Erzählungen unhinterfragt präsentiert und ihnen vorgefertigte „Geschichtsbilder" zugemutet wurden, sollte heute vorbei sein und historische Bilder demnach nicht als bloße Illustration der Narration verstanden werden.

Das historische Plakat kann etwa Hinweis darauf geben, welche Ängste und Befürchtungen sich in einer Gesellschaft instrumentalisieren ließen, um dem politischen Gegner zu schaden und welche Hoffnungen für die eigene Sache zu mobilisieren waren, sie machen deutlich, welche Auswege aus krisenhaften Zeiten diese oder jene politische Bewegung propagierte und welche sie ablehnte. Die Karikatur zeigt dem, der die richtigen Fragen an sie zu stellen weiß, in welche Richtung das Denken der AdressatInnen beeinflusst werden sollte, dokumentiert also – je nach dem Medium, das sie transportierte – die Standpunkte der Herrschenden ebenso wie die Meinung jener, die ihren politischen Protest nur mit Hilfe des Zeichenstifts sichtbar machen konnten. Fotos belegen zwar die „Realität", engen sie aber gleichzeitig durch Bildausschnitt, Auslösezeitpunkt

Abb. 2: Ein Beispiel für den Unterricht – Wenn alte Vorstellungen nachwirken…

Rassismus gibt es nach wie vor. Oft wirken alte, geschichtlich gewachsene Bilder und Vorstellungen aus der Kolonialzeit im Heute weiter. Deshalb ist es notwendig darüber nachzudenken.

Wir Menschen sind alle irgendwie anders und doch alle gleich. Dennoch gab es vor allem zur Zeit des Kolonialismus die Vorstellung, dass es „minderwertige Völker" oder „Rassen" gäbe. Die Europäer glaubten, sie wären als die „weiße Rasse" anderen Völkern und Kulturen überlegen. Durch den Unterschied im Aussehen und in der Lebensweise glaubte man in Europa auf einer „höheren Kulturstufe" zu sein. Mit diesem Denken rechtfertigten die Kolonialmächte die Unterdrückung der kolonialisierten Menschen. So konnten sie diese beherrschen und nach europäischen Mustern erziehen.

Diese Überlegenheit der Europäer, die vor allem eine militärische Überlegenheit war, wurde durch Erzählungen über die Dummheit und die Hilfsbedürftigkeit der Einheimischen ergänzt. Den Menschen in den außereuropäischen Ländern wurde ihre Kulturfähigkeit abgesprochen. Alles wurde nur an der europäischen Kultur gemessen.

Da sich die kulturellen Äußerungen der außereuropäischen Völker von den europäischen unterschieden, wurden sie als primitiv und minderwertig eingestuft. Das rechtfertigt es auch, den Menschen in den Kolonien ihre Freiheit und ihre Selbstbestimmung zu rauben, denn über Kolonien und deren Rohstoffe zu verfügen, erwies sich für die europäische Wirtschaft als äußerst vorteilhaft.

Zur Verbreitung des Bildes von den kulturfremden und erziehungsbedürftigen Völkern wurden in Europa unterschiedliche Medien genutzt (Jugendbücher, Comics, Reiseberichte etc.). So wurden rassistisches Denken und Vorurteile gegenüber „den Fremden" verbreitet und negative Vorstellungen von den außereuropäische Kulturen verfestigt.
Bis heute wirkt solche Propaganda aus der Zeit des Kolonialismus nach. Rassistisch gefärbte Bilder von Afrikanern und Afrikanerinnen sind auch heute noch anzutreffen, auch wenn das vielen Menschen gar nicht bewusst wird.

Ein Beispiel: Der belgische Comic „Tim im Kongo" wurde in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts das erste Mal veröffentlicht. Der Kongo war damals noch eine belgische Kolonie. Den 1946 überarbeiteten aber keinesfalls „entschärften" Comic kann man auch heute noch kaufen. Obwohl oder gerade weil Comics zur Unterhaltung gelesen werden, sollte man die von ihnen oft beiläufig mit transportierten Botschaften bewusst machen.

Hergè (Georges Prosper Remi): Tim im Kongo. Hamburg 1997, 22.

Arbeitsaufgaben:
Comics schaffen Vorstellungen: Der Ausschnitt zeigt eine einseitige Vorstellung über das Kolonialleben aus belgischer Sicht.

a) Fasse den Inhalt des Comics in eigenen Worten zusammen. Achte dabei auf die Gespräche und auf die Bilder!

b) Erstelle eine Tabelle, in der du den Unterschied in der Darstellung von Tim (Belgier) und den Kongolesen herausarbeitest:

Tim (Belgier)	Kongolesen
Darstellung der Personen: die Körperhaltung	
Darstellung der Personen: die Kleidung	
Darstellung der Personen: die Gesichtszüge	
Wie verhalten sich die Personen? Wer macht was?	

c) Welches Menschenbild zeigt uns der Comic? Wie werden die Kongolesen und wie die Belgier dargestellt? Was fällt zur Rolle des „belgischen" Hundes auf?

d) Welche Gründe könnte es geben, dass die Kolonialmächte die Einheimischen so oder so ähnlich darstellen?

und Dokumentationsabsicht bewusst oder unbewusst ein. Diese Faktoren sind es, die das Bild über seinen dokumentarischen Wert hinaus interessant machen. Sie werden in einem Geschichtsunterricht, der dem kompetenten Umgang seiner SchülerInnen mit Vergangenheit und Geschichte besonderes Augenmerk zuwendet, zum Gegenstand von Analyse und Interpretation.

Aus Bildern ist Vergangenes rekonstruierbar – wenn auch zumeist nicht nur aus Bildern. Es sind gerade sie, die Mosaiksteine zur Rekonstruktion bereit stellen, die aus schriftlichen Quellen nicht oder nicht so leicht zu erhalten sind. Die politischen Mentalitäten die eine Gesellschaft prägen, sind aus Plakaten und Karikaturen vielleicht besser ablesbar, die Feindbilder und Propagandatechniken aus den Fotos totalitärer Regime zutreffender zu rekonstruieren als aus schriftlichen Quellen. Die im Unterricht anzubahnende historische Rekonstruktionskompetenz bezieht sich zunächst auf die Fähigkeit, Quellen nach einer leitenden Fragestellung lesen und interpretieren zu können und das Ergebnis in die Form einer historischen Narration zu bringen.

Freilich wird das aktive Vollziehen von Rekonstruktion im Prozess schulischen Lernens eher Ausnahmesituationen anvertraut werden müssen. Das (Re-)Konstruieren von Vergangenheit werden die SchülerInnen in aller Regel nur an vorstrukturierten Beispielen (nach-)vollziehen können. Dass sie selbst in die Situation gebracht werden können, eine Selektion der Quellen vorzunehmen, wird eine Ausnahmesituation bleiben müssen. Allerdings eröffnen die durch das Internet heute leichter erreich- und verwendbaren Quellenbestände realistische Optionen auch für die Schule.

Wird das Bild zur Grundlage der Re-Konstruktion im Unterricht, dann sollten sich SchülerInnen bewusst sein, dass die Rekonstruktion von Vergangenheit durch das vorliegende Bildmaterial notwendigerweise ausschnitthaft bleiben muss und der Zugriff auf die Vergangenheit selektiv erfolgt. Dass der Bildausschnitt immer bewusst gewählt und der Bildinhalt mit Absicht gewichtet wurde, je nach dem zu welchem Zweck das Bild hergestellt wurde, diese Einsicht sollte ebenso selbstverständlich werden wie die Kenntnis des Umstands, dass die im Bild gezeigte Vergangenheit eventuell auch mit Hilfe anderer Bilder und anderer Bildgattungen rekonstruiert werden könnte und diese den „Bildinhalt" bestätigen oder korrigieren könnten.

Bildarbeit kann auf unterschiedlichen Niveaustufen erfolgen

Die Bildarbeit auf basalem Niveau ist gekennzeichnet durch einfache Fähigkeiten der Bildanalyse, die in der Regel nach dem Prinzip „Vormachen – Nachmachen" erlernt werden.

Ein mittleres Niveau ist gekennzeichnet durch die Kenntnis grundlegender, konventioneller Methoden (etwa: Vorgehen nach den W-Fragen Laswells) die eingeschränkte Transfermöglichkeit aufweisen. Auf dieser Stufe bleiben die Urteile im Wesentlichen noch lebensweltbezogen. Auf höherem oder postkonventionellem Niveau sollten SchülerInnen in der Lage sein, von konventionellen Schemata der Bildanalyse im gegebenen Fall abzuweichen und spezifische, auf den historischen Anlassfall abgestimmte Fragen zu entwickeln. Dieses Niveau wird in der Regel – und das gilt auch nicht für jeden Jugendlichen – in der Sekundarstufe II erreicht werden. Die Fähigkeit zum begründeten Abweichen von konventionellen Methoden stellt einen Indikator dar

Abb. 3: Kompetenzniveaus bei der Arbeit mit Bildern

Basales Niveau	Erkennen der Historizität eines Bildes ohne genauere zeitliche Kontextualisierung. Bildanalysen an das Schema Imitation (Vormachen – Nachmachen) gebunden. Methodisches Vorgehen und Erkenntnisse werden kaum auf andere Bildbeispiele übertragen. (Eingeschränkter Transfer) Auf basalem Niveau erweisen sich schon jene Fragen als hilfreich, die es SchülerInnen ermöglichen, aus der rezeptiven Haltung gegenüber Bildern herauszutreten. Ein die Grenzen dieses Niveaus nicht überschreitenden Frageraster könnte lauten: ■ Was siehst du? ■ Wer hat das Bild hergestellt? ■ Welchem Zweck diente das Bild? ■ Was scheint dir am Dargestellten das Wichtigste zu sein? ■ Was weißt du über das Dargestellte oder was vermutest du? ■ Welche Fragen hast du, wenn du das Bild betrachtest?
Mittleres Niveau	Fähigkeit zur Einordnung des Bildes in den historischen Kontext. Bildung einfacher Modelle und Schemata der Analyse und Interpretation, eigenständiges Arbeiten nach Anleitung/ Leitfaden. Anwenden der Analysemethode auf andere Bilder. Übertragen der Erkenntnisse auf andere Beispiele. Die Bildanalyse folgt etwa der Laswell-Formel: „**WHO** (Autor, Zeichner, Künstler, Auftraggeber) says **WHAT** (Inhalt) to **WHOM** (Adressaten, angesprochene Gruppen) in **WHICH** channel (Medium der Veröffentlichung) with **WHAT** effect" (Wirkung des Bildes, Reaktionen, Zustimmung, Ablehnung) **(Die 5 „Ws")**
Höheres Niveau	Verortung des Bildes in der sozialen, politischen und kulturellen Struktur der historischen Zeit. Fähigkeit, Schemata der Bildanalyse abzuwandeln, Fragen zu verändern oder anders zu gewichten. Analyse aus eigenem Antrieb unter selbstgewählten Blickwinkeln und eigenständig entwickelten Fragestellungen.

für reflektiertes und selbstreflexives Geschichtsbewusstsein.

Bilder als „Erzählungen über die Vergangenheit"

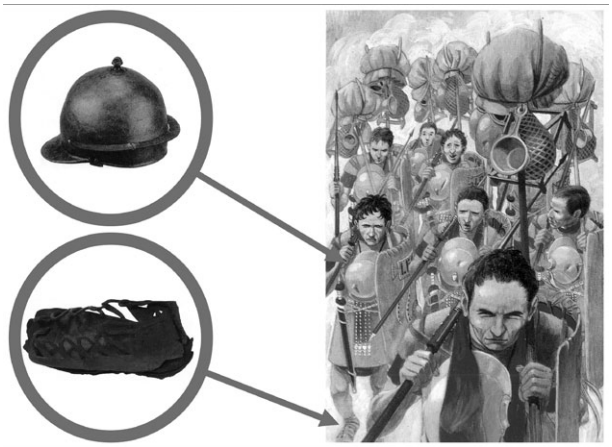
Neben Bildern, die als Überreste aus der Vergangenheit bis zum heutigen Tage erhalten sind (historische Quellen), finden im Geschichtsunterricht häufig auch Bilder Verwendung, die der Veranschaulichung der Vergangenheit dienen. Sie rekonstruieren die Vergangenheit bildlich und führen dabei ein „lebensnäheres Bild" vor, als dies über historische Bildquellen überhaupt möglich ist. Während nämlich Bildquellen sich oft den Vorstellungen der SchülerInnen von Realitäten, Größenverhältnissen, Zusammenhänge etc. entziehen, versuchen Rekonstruktionszeichnungen die Vergangenheit anschaulich abzubilden. Nicht nur Kinder- und Jugendbücher verwenden derartige Darstellungen, sie sind auch ein beliebtes Medium in Schulbüchern oder in Ausstellungen, um Wissen, welches über die Vergangenheit erarbeitet wurde, darzustellen. Derartige Rekonstruktionszeichnungen suggerieren jedoch – nicht zu letzt aufgrund ihres Fotorealismus in den meist naiven bis „kindertümlichen" Darstellungen, dass sie tatsächlich in der Lage wären, die Vergangenheit abzubilden. Es handelt sich dabei aber vielmehr um „Erzählungen über die Vergangenheit", die im Optimalfall wissenschaftsorientiert aufgrund einer bestimmten Fragestellung im Heute entlang bekannter Erkenntnisse der Wissenschaften erstellt wurden. Sie sind damit zwingend perspektivisch, selektiv und partial – also nur als Annäherungen an die Vergangenheit zu lesen. Aufgrund ihrer Intention, nämlich die Vergangenheit aufleben zu lassen, führen die meisten Rekonstruktionszeichnungen ein zu komplettes Bild der Vergangenheit vor. Da es unsere Sehgewohnheiten stören würde, wenn ein Bild „weiße Flecken" bzw. „Leerstellen" hätte, wie dies zu bestimmten historischen Fragestellungen – besonders was die frühen Epochen der Menschheitsgeschichte betrifft – der Fall ist, übergehen die meisten KünstlerInnen dieses Problem ohne es in den Zeichnungen zu kennzeichnen. Es treten uns (ab)geschlossene Darstellungen entgegen, die aufgrund ihrer Inszenierung vermuten lassen, dass der Künstler/ die Künstlerin alles über die Vergangenheit weiß. Um diesen Denkfehler im Geschichtsunterricht entgegenzutreten, sollten die Lernenden mit der Problematik von bildlichen Erzählungen über die Vergangenheit vertraut gemacht werden. Die hier vorgestellte methodischen Zugriffe versuchen nach der Ebene der Übereinstimmung mit fachlichen Erkenntnissen der historischen Wissenschaften bzw. der historischen Quellen, nach der Ebene der gattungsspezifischen Darstellungsform und nach der damit verwobenen Ebene der bildlichen Bewertung von den abgebildeten Momenten zu fragen.

Alternative Rekonstruktionszeichnungen nutzen

Eine der Möglichkeiten, um kritisch mit Rekonstruktionszeichnungen zu arbeiten und um die in den Bildern ruhenden Probleme zu erkennen, könnten Sich-Selbst-Reflektierende-Re-Konstruktionszeichnungen sein, die durch Schulbuchverlage erstellt oder gemeinsam mit den SchülerInnen erarbeitet werden. Dabei kommt es vor allem darauf an, den Bruch aufzuzeigen, der zwischen jenem Wissen bzw. jenen Quellenbeständen, die uns heute noch über die Vergangenheit zur Verfügung stehen, und den bei der Rekonstruktion der Vergangenheit

Abb. 4: Fachliche Ebene – ein Beispiel:

Sich selbst reflektierende Rekonstruktionzeichnungen könnten etwa die Zeichnung mit archäologischen Funden oder anderen historischen Quellen kombinieren, um zu verdeutlichen, dass derartige Darstellungen durchaus auf einer Quellenbasis beruhen. Gleichzeitig können solche Arrangements verdeutlichen, dass die gezeigten Menschen (hier: die römischen Soldaten), die uns etwa als sympathisch oder unsympathisch entgegentreten, einen entscheidenden Einfluss auf die Wahrnehmung des Bildes und damit der Vergangenheit haben und eben nichts mit einem gesicherten Wissen (hier in Form von Quellen) zu tun haben (vgl. dazu auch Abb. 5 und Abb. 6)



Rekonstruktionszeichnung im Original in Farbe aus: Miquel, Pierre: So lebten sie zur Zeit der römischen Legionen. Hamburg 1978: 15. – Römischer Sandalenfund aus: Hoare, Katharine: V-mail. Letters from the Romans at Vindolanda Fort near Hadrian's Wall. London 2008: 22. – Römischer Helm/1. Jh. n. Chr./Xanten aus: „Die Spinnen, die …" Mit Asterix durch die Welt der Römer. Hg. v. Westfälischen Römermuseum Haltern. Stuttgart 1999, 34.

immer auch nötigen Imagination und Spekulation besteht. Aus diesem Grund erscheint es als zielführend, dass die SchülerInnen im Rahmen des historischen Lernens den Konstruktionscharakter derartiger Bilder etwa durch ein (teilweises) Offenlegen der Quellen, auf die in den Bildern Bezug genommen wird, erkennen. So verlieren die Zeichnungen den Anspruch auf die suggerierte Möglichkeit der uneingeschränkten Abbildbarkeit der Vergangenheit, die in ihnen mitschwingt. Es wäre daher sinnvoll in Rekonstruktionszeichnungen auf jene Dinge zu verweisen, die dargestellt werden können (u.a. durch archäologische Funde) und aber auch auf jene, die man nicht mehr feststellen kann. Eine Variante, die derzeit leider keine Verbreitung findet, wären Rekonstruktionszeichnungen mit „weißen Flecken". Zeichnungen, die durch ihre künstlerische Gestaltung etwas „im Dunklen" lassen, da man darüber nichts aussagen kann, könnten „Leerstellen" im Bild positionieren oder Teilaspekte könnten in einer – im Gegensatz zum restlichen Bild – verschwommenen oder undeutlichen Weise als vage in Erscheinung treten. Dies sollte dazu führen, dass die Art der Darstellung selbst einen Diskussionsanstoß gibt, um die sich oftmals selbst immunisierenden Rekonstruktionszeichnungen hinsichtlich ihrer Triftigkeiten hinterfragbar zu machen.

Solche Zugänge (vgl. Abb. 4), die eine Rekonstruktionzeichnung in ihrem Quellenkontext zeigen bzw. vielleicht auch mit Texten von ArchäologInnen/ HistorikerInnen ergänzt werden, die auf die Problematik dieser Darstellungsart verweisen, könnten nicht nur in Schulbüchern Einsatz finden, sondern auch als Plakate in Schulklassen erstellt werden. Dazu könnte eine beliebige

Abb. 5: Normative Ebene – ein Beispiel:

Auch Bilder können Bewertungen vornehmen. In diesem Fall handelt es sich um die Darstellung aus einem aktuellen polnischen Schulbuch für die Unterstufe, in dem im Rahmen der Erörterung des Vietnamkrieges ein u.s.-amerikanischer und ein vietnamesischer Soldat abgebildet sind. Bildliche Urteile können wie hier durch eine Gegenüberstellung vorgenommen werden. Dabei gilt es in diesem Fall u.a. die Körperhaltung, die Gesten, die damit verbundenen und kommunizierten charakterlichen Eigenschaften etc. zu thematisieren. Es ist jedoch auch möglich auf den bildlichen Kontext einzugehen (niedriges Gras vs. dichter Dschungel) etc., um Hinweise auf Bewertungen der beiden Soldaten zu erhalten.

Im Original in Farbe aus einem polnischen Schulbuch: Wendt, Jan: Przez Wieki. Podręcznik do klasy trzeciej gimnazjum. Straszyn koło Gdańska 2005, 214.

Rekonstruktionszeichnung mit Materialien aus der (Fach-)Bibliothek oder von einschlägigen Internetseiten (u.a. Museen, Archiven) ergänzt werden, um so über das Medium sowie seine Möglichkeiten und Grenzen mit den Lernenden ins Gespräch zu kommen. Dabei könnte es von Fall zu Fall auch Sinn machen, die SchülerInnen dazu zu animieren, dass sie das Gezeigte (z.B. ein bestimmte Körperhaltung) nachahmen, um die Intentionen von z.B. menschlichen Posen oder Gesten, die in den Bildern auftauchen, stärker wahrzunehmen (vgl. Abb. 5).

Historienbilder als Rekonstruktionen lesen

Einen Sonderfall stellen jene Bilder dar, die einen historischen Moment zeigen, wobei jedoch der abgebildete historische Zeitpunkt und das Schaffen des Bildes nicht zusammenfallen. Dies ist etwa bei den Historienbildern des 19. Jahrhunderts der Fall. Damit handelt es sich für uns heute auch um historische Quellen, die in diesem Fall aus dem 19. Jahrhundert stammen. Sie sind also einer Quellenkritik zu unterziehen (vgl. oben). Gleichzeitig stellen diese Bilder jedoch auch „Erzählungen über die Vergangenheit" dar, weil sie eine Vergangenheit darstellen, die eindeutig weit vor ihrer Entstehungszeit liegt. Sie sollten daher dekonstruiert werden, was meint, dass auf ihren Konstruktionscharakter eingegangen werden sollte.

Während man bei der Analyse von Historienbildern ähnlich wie bei den bereits oben vorgeführten Aspekten vorgehen könnte (vgl. Abb. 4 und Abb. 5), um etwa die Richtigkeit der Ausrüstung und Bewaffnung der dargestellten mittelalterlichen Reiter – hier im besonderen Fall bei der Ermordung des Obotritenfürsten Niklot im 12. Jahrhundert auf dem Gebiet des heutigen Mecklenburg-Vorpommerns durch Anhänger von Heinrich des Löwens – vornehmen könnte oder danach zu fragen wäre, welche Bewertungen der Künstler (Theodor Schloepke, 1812–1878) mittels gestalterischer Elemente vornahm, sollte man jedoch auch in die „narrative Struktur" des Bildes eindringen.

Abb. 6: Narrative Ebene – ein Beispiel:

Fragt man nach der narrativen Ebene eines Historienbildes, wird deutlich, dass es sich dabei um Fragen der Medien- und Kunstwissenschaft handelt, um sich den Erzählabsichten und Erzählstrukturen des Künstlers anzunähern. Dabei gilt es die bildliche Narration hinsichtlich der Farbwahl, der Perspektive, der Komposition etc. zu befragen, um möglichst viele Aspekte der Darstellung ausreichend wahrzunehmen.
In diesem Fall sollte man sich u.a. mit der Verwendung der Helligkeit beschäftigen (Himmel, Pferd, Umhang) sowie mit der dargestellten Dynamik, die durch die Reitszene, die geschwungenen Waffen und durch den aufgewirbelten Staub entsteht. Mögliche Fragen zur historischen Narration wären hier: Wer wird in den Mittelpunkt der Erzählung gestellt? Was wird nebenbei mitgeteilt? Wie wird dies „erzähltechnisch"/ graphisch gemacht? Wer ist aktiv/ passiv und wie wird dies deutlich gemacht? Was kann uns das Bild nicht erzählen? uvm.

Mit der freundlichen Genehmigung des Staatlichen Museums Schwerin

LITERATUR

R. KRAMMER/H. AMMERER (Hg.), Mit Bildern arbeiten. Historische Kompetenzen erwerben. Neuried 2006.

Ch. KÜHBERGER, Entschlüsselung von „geheimen Botschaften". Zur De-Konstruktion von Sachbüchern im Geschichtsunterricht, in: kjl&m 59. Jg./4.Vj. 2007 (forschung.schule.bibliothek), 62–64.

Ch. KÜHBERGER, Rekonstruktionszeichnungen und historisches Lernen. Geschichtsdidaktische Reflexionen zu Chancen und Problemen, in: Archäologie Österreichs 1/2008, 50–60.

T. PETERSEN, Historienmalerei – Programm und Probleme, in: GWU 36 (1985), 565–576.

ELISABETH VAVRA (Hg.)

Alterskulturen des Mittelalters und der frühen Neuzeit

387 Seiten, 29 SW-Abb., 12 Grafiken, 22,5x15cm, broschiert, 32,00 €
Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2008

Die Auseinandersetzung mit Alter und Altern ist aktuell. Vertraute Begriffe wie „Alter", „Alt-werden", „Alt-sein" erweisen sich als äußerst vielschichtig, Definitionen angesichts heterogener Realitäten als im Wandel begriffen. Die wissenschaftliche Debatte ist durch eine ungewöhnlich interdisziplinäre Breite gekennzeichnet. Der aus der heutigen Diskussion geläufige Begriff „Alterskultur" versucht den vielfältigen Erscheinungsformen des Alters gerecht zu werden und damit zu eng gewordene Definitionen von Alter und Altern aufzubrechen. Alterskulturen umfassen Konzepte und Realitäten, Codierungen und Strukturen und verankern die Wahrnehmung von Alter und Altern sowie den Umgang mit alten Menschen und alten Dingen im jeweiligen gesellschaftlichen Kontext. Im Oktober 2006 veranstaltete das Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit einen internationalen Kongress. Im Mittelpunkt stand die Frage nach Alterskulturen im Zeitraum vom 13. bis zum 17. Jahrhundert. Aus den Perspektiven verschiedenster Disziplinen der Kultur-, Sozial-, Human- und Naturwissenschaften wurden Kontexte, Diskurse und Realitäten des Alters und Alterns in den unterschiedlichsten Quellengattungen beleuchtet werden. Der Band publiziert 20 Vorträge, die auf der Tagung gehalten wurden.

Historische Sozialkunde

Zum Thema „Mittelalter" sind bereits erschienen:

Heft 2/2002: Das Mittelalter im Bild
E. Vavra: Einleitung / *K. Brunner:* Opfer und Schauspiel / *E. Vavra:* Ein Altar entsteht … / *G. Blaschitz:* Der heilige Wolfgang in Viten und Legende / *K. Holzner-Tobisch:* Für die Zukunft sorgen / *Th. Kühtreiber:* Stadt – Land – Fluss / *E. Vavra:* Die Sprache der Bilder / *H. Hundsbichler:* Kein Bildnis machen? / *G. Jaritz:* Die visuelle ‚Nähe' des heiligen Fürbitters Wolfgang
Fachdidaktik: *K. Edel:* Die Homepage „Fachdidaktik Geschichte"

Heft 4/2006: Die Stadt und ihre Zeichen (14.–15. Jahrhundert)
E. Vavra: Stadtzugänge / *Ch. Robl:* Die Wien-Darstellung auf dem Schottenaltar / *H. Hundsbichler:* Die Stadt und die Aspekte „Fremdes"/„Anderes" / *E. Vavra:* Herren der Zeit / *G. Jaritz:* Stadt und Öffentlichkeit: Repräsentation, Zeremonie, Ehre / *K. Holzner-Tobisch:* Ordnungen des Körpers / *G. Blaschitz:* Orte der Kommunikation
Fachdidaktik: *I. Matschinegg:* Mittelalterliche Städte in Computerspielen / „Der virtuelle Altar". eContent für den Geschichtsunterricht

Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, A-1010 Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1,
Tel.: +43/1/4277-41330, Fax: +43/1/4277-9413
E-Mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at http://vgs/univie.ac.at

Historische Sozialkunde 1/2009

Geschichte und Politische Bildung
Aktuelle Entwicklungen

Hg. v. Reinhard Krammer/Christoph Kühberger/Elfriede Windischbauer
Zentrale Arbeitsstelle für Geschichtsdidaktik und Politische Bildung, Salzburg

INHALT

Editorial

Allgemeiner Teil:

Reinhard Krammer/Christoph Kühberger
Geschichte und Politische Bildung – ein Fächerverbund

Elfriede Windischbauer
Historisch-politischen Kompetenzerwerb diagnostizieren – Leistungen feststellen

Sabine Hoffmann
Inklusiver Unterricht im Fach „Geschichte und Sozialkunde/Politische Bildung“

Elfriede Windischbauer
„Geschichte und Sozialkunde/ Politische Bildung“ – Ein neuer Lehrplan für die Sekundarstufe I

Fachdidaktik:

Franz Graf
Bei einer Wahl wird viel gerechnet – ein mathematischer Aspekte der Politischen Bildung

Christoph Kühberger
Impulse zum Arbeiten mit „politischen Liedern“ – ein Beispiel.

Hans Peter Graß
WhyWar.at – Den Krieg zum Thema machen

Verein für Geschichte und Sozialkunde
c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien
Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien
++43/1/4277-41305, Fax: ++43/1/4277-9413
e-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at
http://vgs.univie.ac.at

Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1010 Wien, Plus.Zeitung 06Z036815P